



RUHRSTAHL



OKTOBER
1958

Verlagspostamt Witten

Werkzeitschrift

Nur für Betriebsangehörige

PORTRAIT DER ARBEIT



Titelfoto:

Der Werkmeister

Der Werkmeister unserer Tage muß nicht nur ein vorzüglicher Fachmann auf seinem Gebiet sein, sondern soll gleichermaßen fähig sein, Menschen zu führen. Gerade auf diesem Sektor weist ihm die moderne Betriebspsychologie Aufgaben zu, die seinen ohnehin schon großen Verantwortungsbereich noch umfangreicher gestalten. Wie die Probleme, mit denen sich der Werkmeister auseinanderzusetzen hat, aussehen, haben wir versucht, in unserem Bericht (Seite 4–8) aufzuzeigen. Es wurde darauf verzichtet, die im Bild gezeigten Meister namentlich zu nennen, da sie im Grunde für alle Meister unserer Werke stehen.

Foto: Ahlborn

Rücktitel:

„Öl“ von der Stange

Besonders im Revier findet man häufig Freiluftausstellungen von echten Ölgemälden, „gold-barock“ gerahmt, die dem menschlichen Wunsch, die Wände des eigenen Heimes schmücken zu wollen, mit erschwinglichen Preisen und günstigen Zahlungsbedingungen entgegenkommen. Dabei fällt auf: Fast auf jedem der — häufig in Fließbandfertigung hergestellten — Gemälde wird der Sehnsucht des Revierbewohners nach beschaulichen oberbayerischen Gebirgslandschaften Rechnung getragen, wobei sich der Preis stets nach der Größe der verwendeten Leinwand zu richten scheint. In zahlreichen Haushalten findet man diese Gemälde an einem Ehrenplatz über dem Kanapé. Ob den stolzen Besitzern wohl schon einmal aufgefallen ist, daß „ihr“ Ölgemälde in zahllosen Exemplaren mit nur geringen Abweichungen existiert, genauso konfektioniert wie tausend Dinge des täglichen Gebrauchs? Warum versucht man es nicht öfter mit einem guten Druck, der farblich einem Original kaum nachsteht, darüber hinaus aber echte Kunst zu einem lebendigen Teil unserer Umgebung werden läßt?

Foto: Saltmann, Henrichshütte

Seit eineinhalb Jahren hören die Mitarbeiter des Annener Gussstahlwerks, wenn sie Ferngespräche anmelden, die angenehme Stimme der Telefonistin Waltraud Blüner. Die erst neunzehnjährige Telefonistin begann ihre Laufbahn bei der Ruhrstahl AG als Laufmädchen.

Die Zentrale des Annener Gussstahlwerks ist von zwei Telefonistinnen besetzt, die täglich etwa 400 Gespräche (ankommende und herausgehende) vermitteln. Nebenbei müssen sie den Fernschreiber bedienen. Rasche Auffassungsgabe, stets gleichbleibende Freundlichkeit und ein gutes Zahlengedächtnis gehören zu den notwendigen Voraussetzungen für diesen nervenbeanspruchenden Beruf. Besonders in den „Stoßzeiten“ (gegen 9 Uhr vormittags, um die Mittagsstunde und zwischen 15.30 und 16.30 Uhr) gilt es Gleichmut zu bewahren.

Foto: Ahlborn

Kommentar zur Lage

Die gegenwärtige Absatzlage der westdeutschen Stahlindustrie ist schlecht. Der Stahlverbrauch hat – insgesamt gesehen – allerdings nicht nachgelassen. Im Gegenteil, er hat in den ersten sieben Monaten dieses Jahres gegenüber der gleichen Zeit des vergangenen Jahres sogar noch zugenommen. Wie erklärt sich das? Die Absatzstockungen beruhen im wesentlichen darauf, daß die Abrufe der Stahlverbraucher bei den Hütten zurückgegangen sind. Die Verbraucher sind nämlich bestrebt, ihre in Zeiten langer Lieferfristen angefüllten Läger abzubauen, da Stahl zur Zeit schon in vier bis sechs Wochen geliefert werden kann. Im Durchschnitt reichen ihre Lagerbestände noch für vier Monate; der Schiffbau ist sogar für sechs Monate eingedeckt.

Die Stahlverbraucher haben die Absicht, ihre Läger etwa um die Hälfte zu kürzen. Eine rigorose Durchführung dieser Maßnahme würde jedoch bei den Hüttenwerken zu einer Beschäftigungslücke von zwei bis drei Monaten führen. Um das zu vermeiden, sind die Verbraucher bemüht, den Lagerabbau allmählich zu betreiben. Wenn sie ihre Aufträge an die Stahlindustrie um nur etwa 25 % kürzen, würde das bedeuten, daß die Läger erst in vier mal zwei, also acht Monaten, beim Schiffbau in vier mal drei, also zwölf Monaten, den vom Verbraucher gewünschten Stand von 50 % des gegenwärtigen Lagerbestandes erreicht haben.

Während dieser Lagerabbauperiode, das heißt für acht bis zwölf Monate, werden die Hütten also eine 25%ige Produktionseinschränkung hinnehmen müssen. Die Aussicht auf Besserung setzt allerdings voraus, daß die Stahlverbraucher ihrerseits Anschlußaufträge erhalten, um die langsam zur Neige gehenden Auftragsbestände wieder aufzufüllen.

Ein weiterer, die Beschäftigung der Hütten beeinflussender Faktor ist der Rückgang des Exports in dritte Länder. Darüber hinaus wirkt sich das Anwachsen des Stahlimports aus Ländern der Montanunion nach Westdeutschland ungünstig auf die Beschäftigung aus. Auch diese Länder leiden unter dem unbefriedigenden Export in dritte Länder. Durch erhöhte Lieferungen an westdeutsche Stahlverbraucher versuchen sie die Absatzlücken auszugleichen, die ihnen auf anderen Märkten erwachsen sind.

Natürlich sind die Verhältnisse auf den einzelnen Werken der Eisen- und Stahlindustrie verschieden. Während z. B. noch eine große Nachfrage nach Baustählen oder Walzdraht besteht, gehören Grob- und Mittelbleche z. Z. zu den „schlechten Geschäften“. Auf dem Grobblechsektor spielen Schiffsbleche schon immer eine wichtige Rolle. Die Auftragsvergabe der in- und ausländischen Schiffswerften übt also einen bedeutenden Einfluß auf die Beschäftigung der Grobblechwalzwerke aus. Wegen der ungewöhnlich niedrigen Frachtraten in aller Welt disponieren die Schiffsreeder zur Zeit sehr vorsichtig; sie vergeben Bestellungen auf Schiffsneubauten und Reparaturen gegenwärtig nur in dringenden Fällen.

Der Schiffbau hat in der Nachkriegszeit in der ganzen Welt einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Es war also zu erwarten, daß früher oder später eine Beruhigung, vielleicht sogar ein Rückschlag eintreten würde. Da die Henrichshütte als einziges Walzgut Grob- und Mittelbleche erzeugt, ist die Beschäftigung des gesamten Werkes wesentlich von der Konjunktur in diesen Erzeugnissen abhängig.

Bei einer Betrachtung der Gesamtsituation muß auch erwähnt werden, daß das Produktionsprogramm der Henrichshütte außerdem in starkem Maße auf den Bedarf der Investitionsgüterindustrie abgestellt ist: Schmiedestücke, Grauguß und Stahlguß zählen ebenso wie Bleche zu den wichtigsten Vorprodukten dieser Industrie, Konjunkturschwankungen in diesen Bereichen wirken sich also ebenfalls auf die Beschäftigung der Hütte aus.

Die Investitionsgüterindustrie verfügt gegenwärtig noch über Inlandsaufträge, die eine Beschäftigung auf längere Sicht garantieren. Dagegen lassen Auslandsaufträge, insbesondere solche, die im Zusammenhang mit der Erstellung von Industrieanlagen in den Entwicklungsländern stehen, nach. Die Geldmittel dieser Länder sind erschöpft. Ob und in welcher Höhe ihnen neue Mittel zufließen, hängt im wesentlichen von den kapitalstarken Ländern, insbesondere den USA ab.

Auch die Bundesregierung hat die Wichtigkeit der Kapitalbeschaffung für Entwicklungsländer erkannt. Sie unterstützt die Bemühungen der westdeutschen Industrie, Industrieanlagen in die Entwicklungsländer zu liefern, etwa durch Hergabe von Krediten oder Exportgarantien. Die Reise des Bundeswirtschaftsministers Erhard in den Fernen Osten hat den Zweck, bei Verhandlungen an Ort und Stelle zu prüfen, welche finanziellen und wirtschaftlichen Maßnahmen getroffen werden müssen, um mit diesen Ländern neue Geschäfte abschließen zu können.

Aus den vorstehenden Ausführungen dürfte hervorgehen, daß bis auf weiteres auf der Henrichshütte mit einer Beschäftigung gerechnet werden kann, die etwa 25 % unter der des guten Konjunkturjahres 1957 liegt. Wahrscheinlich wird auf der Hütte – zumindest vorübergehend – mit einer noch stärkeren Einschränkung gerechnet werden müssen.

Diese Entwicklung kam für uns nicht überraschend. Schon um die Jahresmitte haben wir darauf hingewiesen, daß ein Konjunkturückschlag zu erwarten sei. Dieser Rückschlag wirkt sich erst jetzt für die Hütte voll aus, da wider Erwarten ein größeres Grobblechgeschäft mit dem Fernen Osten abgeschlossen werden konnte. Dieser Auftrag hat wesentlich dazu beigetragen, die Beschäftigung in den letzten Monaten einigermaßen auf der bisherigen Höhe zu halten. Die Verhandlungen über eine Fortsetzung dieses Geschäftes sind zu unserem großen Bedauern vorläufig gescheitert. Das ist die Erklärung dafür, daß die Beschäftigung im Grobblechwalzwerk so plötzlich abgesunken ist.

Die Lage der übrigen Grobblechwalzwerke im Revier ist der unseren ähnlich. Insgesamt gesehen ist die Henrichshütte im Verhältnis zu anderen Werken noch günstig beschäftigt, da unsere eigene Verarbeitung und die Verarbeitung der zum Rhein Stahl-Konzern gehörenden Werke noch befriedigend mit Aufträgen versehen ist.

Die Beschäftigung im Preß- und Hammerwerk sowie in den Gießereibetrieben der Hütte läßt leider ebenfalls zu wünschen übrig. Dagegen könnte die Produktion in den Werkstätten für Rollendes Eisenbahnzeug und im Apparatebau auf der bisherigen Höhe gehalten werden. Wir haben jedoch auch hier Aufträge hereingenommen, die wegen ihrer unzureichenden Preise unter anderen Umständen nicht gebucht worden wären.

Eine Prognose für die Zukunft zu stellen wäre heute noch verfrüht. Insgesamt gesehen dürfte vorerst keine Besserung der augenblicklichen Beschäftigungslage zu erwarten sein. Die Werksleitung wird alles daran setzen, um weitere Entlassungen zu vermeiden; sie wird im Interesse der Beschäftigung jeden nur erreichbaren Auftrag auch unter Opfern hereinnehmen. Das Investitionsprogramm wird mit der finanziellen Unterstützung der Rheinischen Stahlwerke ungekürzt durchgeführt.

Ein Rückschlag, wie wir ihn gegenwärtig erleben, ist nur eine natürliche Folge der bisher ungestümen Aufwärtsentwicklung. Von einer besorgniserregenden Krise, wie sie viele von uns Anfang der dreißiger Jahre erlebten, kann keine Rede sein. Das beweisen neben den Produktionsziffern aus den verschiedensten Industriebereichen, insbesondere der chemischen Industrie sowie der Elektro- und Automobilindustrie nicht zuletzt die Berichte der Arbeitsämter, aus denen hervorgeht, daß die Gesamtbeschäftigung in der Bundesrepublik den höchsten, die Arbeitslosenzahl den niedrigsten Stand seit 1948 erreicht hat.

RUHRSTAHL WERKZEITSCHRIFT

Nr. 10 Oktober 1958

Aus dem Inhalt:

	Seite
Portrait der Arbeit: Telefonistin	2
Kommentar zur Lage	3
Der Werkmeister	4–7
Bergbauausstellung in Essen	8/9
Genf: Atome für den Frieden	
Wirtschaft: Entwicklungsländer sind Konjunkturfaktoren	11
Für die Frau: Alltag einer Frau in Mitteldeutschland	12
Zum Nachdenken: Das Maß aller Dinge	13
Feuilleton:	
Fernsehen kann auch Vergnügen sein	14
Wohnungsbau:	
Werkwohnungen in Annen	15
Annener Gussstahlwerk:	
Pumpen für Griechenland	16/17
Baustelle Henrichshütte	18/19
Unfallschutz: Stromtodgefahr	20
Kurzkomentar: „Mach' es selbst“	22

Herausgeber: Ruhrstahl Aktiengesellschaft, Witten

Verantwortlich: Siegfried Westphal, Leiter der Presse-Abteilung

Redaktion: Dipl.-Volkswirt Heiko Philipp, Witten-
Annen, Stockumer Straße 10, Telefon 65 41
Nebenanschlüsse 72 70/72 69

Fotos: Werkzeitschrift Ahlborn (30); Archiv (6);
Ihrig, W.-Annen (2); Neumann, Brackwede (1)

Illustrationen: Siebeck (4)

Klischees: Proll und Kropf, Bochum

Druck: C. Hundt sel. Wwe., Hattingen

Auflage: 15 400

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion



In der Vielstufigkeit der Unternehmenshierarchie ist der Werkmeister der erste Mann im Betrieb, zugleich aber auch das letzte Glied in der Kette der betrieblichen Führungskräfte. Aus dieser Stellung erwachsen ihm eine Reihe von Problemen, die sich bei Gesprächen der Werkzeitschrift mit Meistern der Henrichshütte klar erkennbar herauskristallisiert haben.

Der Werkmeister ist ein Kind des Industriezeitalters. Nicht als Lehrherr und Patriarch im eigenen Betrieb, sondern als fachkundige Aufsichts- und Respektsperson, dem Betriebschef verantwortlich, waltete der Werkmeister in den Fabriken seines verantwortungsvollen Amtes. Aus der Schar der Arbeiter hervorgegangen, wurde er zu ihrem Vorgesetzten.

Die Aufgabe des Meisters ist in den letzten zwei Jahrhunderten die gleiche geblieben. Er ist noch immer der „Alte“ des Betriebes, aber seine Einstellung zu seinen Männern hat sich im Laufe der Zeit entsprechend der Entwicklung der Technik, aber auch des Gesellschaftsbewußtseins des Arbeiters gewandelt.

Wer kennt nicht alte Zeichnungen oder Fotos, die einen Meisterstyp zeigen, der heute kaum noch denkbar ist: Erhobenen Hauptes, eine goldene Uhrkette über dem Bauch, die Hände auf dem Rücken verschränkt, so marschiert er – mit einem prächtigen Schnauzbart martialisch geziert – durch „seinen“ Betrieb. Mit diesem Meisterstyp haben die Werkmeister unserer Tage im wesentlichen nur noch eins gemeinsam: die Leinenjacke.

Die Betriebe sind gewachsen und mit ihnen die Verantwortung des Meisters. Wurde einst vor allem die fachliche Qualifikation gefordert, so ist heute gleichrangig die Befähigung zur Menschenführung dazugekommen. Der „Herr im Haus“-Standpunkt der Alten ist in unserer Zeit nicht mehr tragbar. Selbstverständlich ist auch heute noch der Meister für die Produktion verantwortlich; er muß die Fertigungsvorgänge beherrschen, er muß selbst Hand anlegen können. Aber er muß auch zugleich so etwas wie ein Vater des Betriebes sein, muß sich auch um die persönlichen Sorgen und Nöte seiner Männer kümmern. Er ist der unmittelbarste Vorgesetzte, er hat den engsten Kontakt zu den Männern im Betrieb, er kann sie am besten verstehen, war er doch einer der ihnen.

Aber im Gegensatz zu seinen Vorgängern hat er nur noch wenig Zeit. Die gestiegene Mitarbeiterzahl, die gegenüber einst gewaltig erhöhte Produktionsleistung der Betriebe bringen es mit sich, daß der Meister oft an mehreren Stellen gleichzeitig sein müßte. Wieviel Zeit bleibt da noch, um die Sorgen des einzelnen Mannes nicht nur anzuhören, sondern auch mit Rat und Tat zu helfen? Die Zeiten, in denen der Meister alter Prägung ein gegenüber heute beschauliches und – wie einige Meister versicherten – fast diktatorisches Regiment führen konnte, gehören der Vergangenheit an.

*

Das Kriegsende 1945 war ein entscheidender Einschnitt in der Entwicklung zum Werkmeister moderner Prägung. Die schwere Not jener Zeit führte alle auf dem Werk Schaffenden enger zusammen, das Arbeitsklima – besonders im Betrieb – gewann manche neue menschliche Note. Der Meister fühlte mehr denn je nicht nur die Verantwortung für die Produktion, sondern auch für das Wohlergehen der ihm anvertrauten Männer. Gleichzeitig kamen neue Gedanken in die Betriebe: Begriffe wie psychologische Menschenführung, zwischenmenschliche Beziehungen u. ä. sollten Allgemeingut werden. Gerade der Meister muß sich mit diesen Neuerungen besonders auseinandersetzen.

Durch die nach 1945 erfolgte Zentralisierung verschiedener Meisterfunktionen, wie etwa Arbeitsvorbereitung, Arbeitseinsatz oder Lohngestaltung, änderte sich die betriebliche Stellung des Meisters in mancher Hinsicht; darüber hinaus trat nun auch der Betriebsrat wieder in seine alten Rechte ein. Nach anfänglichen Schwierigkeiten hat sich im Laufe der Jahre ein allgemein gutes Verhältnis zwischen Meister und Betriebsrat entwickelt, denn beide sind von der Notwendigkeit einer reibungslosen Zusammenarbeit überzeugt.

Die Männer im Betrieb haben in den Jahren nach dem Krieg

ihre einstige Angst vor dem Meister verloren; nicht mehr mit dem Hut in der Hand betreten sie die Meisterstube, verlegen nach Worten suchend. Der Meister ist aufgeschlossener und – sagen wir es ruhig – menschlicher geworden.

Aber auch der Meister hat zu seinem Vorgesetzten, dem Betriebschef, ein neues Verhältnis gefunden. In der Gemeinsamkeit der Aufgabe hat sich der Abstand zwischen ihnen verringert. Dies gilt besonders für die Obermeister, die täglich mit dem „Chef“ die anstehenden produktions-technischen und sozialen Probleme im Betrieb durchsprechen. Das alles aber hat eines nicht ändern können, und daran wird wohl die Stellung des Meisters immer krankten: Wenn etwas „schief“ läuft im Betrieb, dann muß es der Meister „ausbaden“. Gilt es Sonntagsschichten einzuteilen oder stehen gar Entlassungen zur Diskussion, dann schieben die Leidtragenden im Betrieb automatisch die Schuld auf den Meister, dann Betriebsrat oder Betriebschef; klappt es in der Produktion nicht recht, „natürlich“ ist der Meister schuld.

Fast jeder Meister meinte deshalb im Gespräch: „Wir müssen halt auf zwei Schultern tragen; wir stehen immer zwischen den Fronten in der Feuerlinie.“ Der „Arbeitskreis der Meister“ der Henrichshütte gibt zwar den Meistern, die sich bei der Vielzahl oftmals gar nicht kennen, Gelegenheit, ihre Probleme durchzusprechen, aber man ist der Auffassung, daß diese Zusammenkünfte häufiger erfolgen sollten. Auch fehlt offensichtlich eine „Meisterstube“, wie sie einst im „Hotel Adler“ vorhanden war.

*

„Der Meister muß heute Psychologe sein.“ Das sagte uns ein Meister der Hütte auf die Frage, wie er es eigentlich anstelle, sich im Betrieb durchzusetzen, ohne den „starken Mann“ zu markieren. Solche Worte klingen eigenartig aus dem Munde eines Mannes, dessen harte Hände erkennen lassen, daß er von der Pike auf im Betrieb gearbeitet hat. Aber diese Worte zeigen mehr als manches andere die veränderte Perspektive, in der der Meister heute seine Aufgabe sieht. Allerdings fiel in den Gesprächen etwas auf, das man auf den ersten Blick falsch deuten könnte: Während die „Facharbeiter- oder Kaltbetriebsmeister“ klar formulieren konnten, warum sie ihre Mitarbeiter – je nach Mentalität und Temperament – verschieden anfassen und durch dieses Eingehen auf die Persönlichkeit des einzelnen ein gutes Zusammenspiel der Kräfte erreichen, wußten die Meister der „Heißbetriebe“ keine fest umrissene Antwort. Und doch sind ihre Erfolge in der Menschenführung nicht geringer als die ihrer Kollegen in den Kaltbetrieben.

Wer einmal durch eine Bearbeitungswerkstatt oder einen anderen Facharbeiterbetrieb gegangen ist und anschließend das Stahlwerk oder das Preß- und Hammerwerk besucht hat, der wird sofort wissen, worin der Unterschied besteht. In den Heißbetrieben herrscht ein anderes Betriebsklima, ein anderer, härterer Ton, als in der oft nüchternen, kühlen Arbeitsatmosphäre der Facharbeiterbetriebe.

Ein Meister, der selbst eine mehrjährige Facharbeiterausbildung hinter sich hat, der gewohnt ist mit elektrischen Meßwerten zu arbeiten oder diffizile Schnittzeichnungen lesen und interpretieren muß, denkt anders, handelt anders, als ein Mann, der als ungelerner Arbeiter in der rauen und körperlich ermüdenden Atmosphäre an Öfen und Pressen groß geworden ist. Der Facharbeiter durchdenkt ein Problem nüchterner und vielfach auch elastischer als der Mann, dessen Arbeit im Umgang mit klobigen Werkstücken, mit glühenden Metallen besteht. Bei ihm kommt es weniger auf technische Tüfteleien an, als vielmehr auf die langjährige Erfahrung, gepaart mit einem sicheren Instinkt für die Brenzllichkeit einer Situation, sei es beim Abstich, sei es beim Schmieden eines 100-t-Blocks. Der Kaltbetriebsmeister muß zu meist Zeit zum bedächtigen Überlegen haben. Ein Abstich, der nicht „kommt“, bedarf dagegen blitzschneller Reaktionen. In solchen Augenblicken drängt sich für den Meister im Heißbetrieb die ganze Verantwortung für oft fünfstellige Produktionswerte auf Minuten zusammen, die sich bei einem Kaltbetriebsmeister gleichmäßig verteilt.

Diese unterschiedlichen Arbeitsbedingungen machen es erklärlich, daß der Meister im Hammerwerk einen anderen Ton anschlagen kann – und oftmals muß – als seine Kollegen etwa in der Dreherei. Es ist dabei erstaunlich, mit welcher Sicherheit mancher Meister in den Heißbetrieben weiß, wie eine schwierige Führungsaufgabe zu lösen ist, ohne daß er beantworten kann, warum er so und nicht anders handelte. Aber diese Sicherheit seines Instinkts, verbunden mit seiner fachlichen Erfahrung, verschaffen ihm auch bei rauen Gesellen Achtung und Autorität. Der Ton in den Kaltbetrieben ist ruhiger, sachlicher; Zornausbrüche sind selten. Der Facharbeiter hat eben eine andere Mentalität als der ungelernete Arbeiter in Heißbetrieben. Das zu berücksichtigen, bewußt oder unbewußt, gehört zu den unabdingbaren Qualifikationen des Meisters, will er seinen Betrieb „in Schuß halten“.

Es gibt aber auch Betriebe, in deren traditionelle Fertigungsmethoden der technische Fortschritt mit revolutionierendem

DER WERKMEISTER



▲ Kaltbetriebsmeister: Disponieren nach Terminplan

Heißbetriebsmeister: Bewältigung des Materials unter Zeitdruck ►





▲ Werkmeister: Das persönliche Gespräch

Tempo eingreift. Auf der Henrichshütte haben wir hierfür ein typisches Beispiel: Vor etwa zwei Jahren wurde die 60jährige Duo-Grobblechstraße stillgelegt; eine mit den modernsten technischen Raffinessen ausgestattete Quarto-Grobblechstraße trat an ihre Stelle. Nicht mehr Handarbeit und althergebrachte Mechanik, sondern Sprechfunk, Fernsehbildschirm und Vollautomatik bestimmen jetzt den Arbeitsgang. Wer aber konnte dieses moderne Monstrum bedienen? Nie zuvor gab es ein derartiges Walzwerk in Deutschland. Erstaunlicherweise sind es im wesentlichen Männer, die vorher an den technisch veralteten Duo-Straße gearbeitet hatten. Daß das Experiment gelang, ist nicht zuletzt dem sicheren Blick des Obermeisters zu verdanken, der alle jene aus der alten Mannschaft herausuchte, die auf Grund ihres technischen Einfühlungsvermögens und ihrer Intelligenz die Automatik der neuen Anlage am besten beherrschen lernen würden. Es sind fast alles jüngere Männer, schon in das technische Zeitalter hineingeboren, die heute mit der größten Selbstverständlichkeit das technische Wunderwerk der Grobblechstraße steuern, die gigantischen Tiefföfenkräne bedienen.

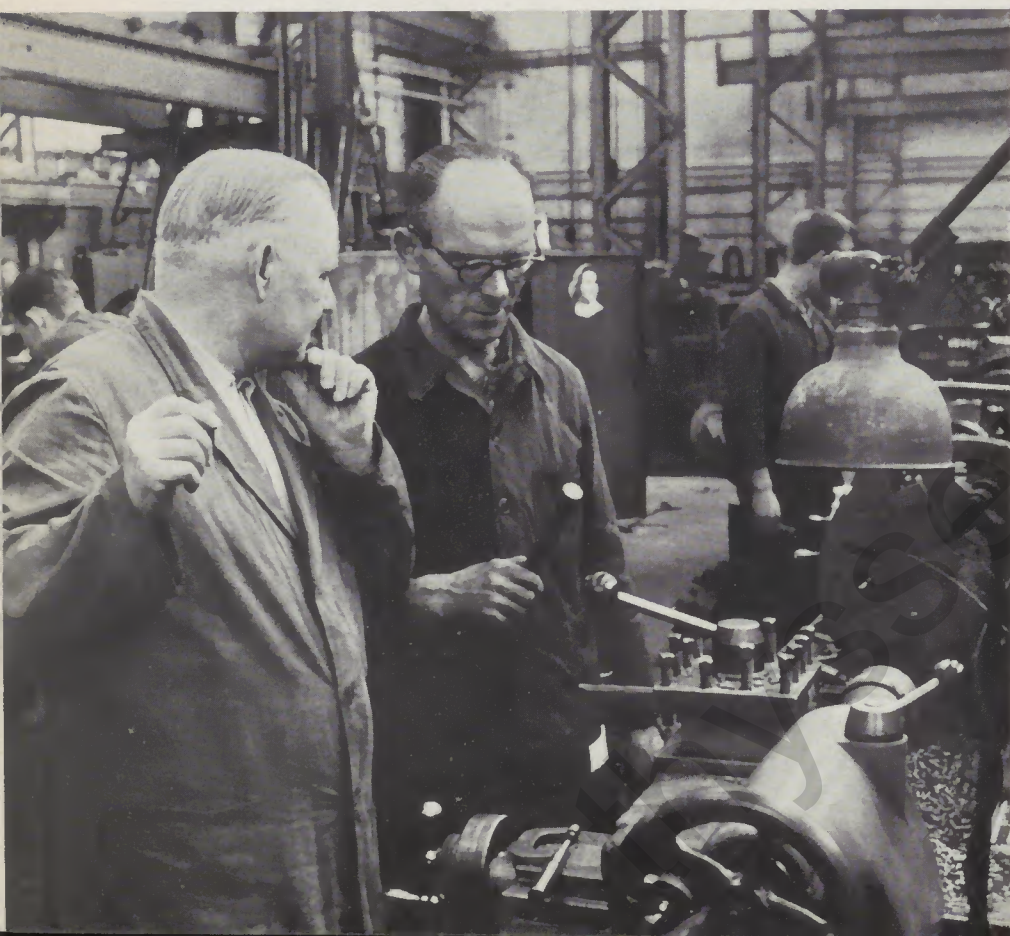
Der Obermeister, der in jungen Jahren durch die Knochenmühle alter Walzwerke gegangen ist, gehört zur Generation der Mittfünfziger, die noch das Alte kennen, aber dem technischen Fortschritt aufgeschlossen gegenüberstehen, ja, an ihn glauben. Ihr Verstand ist wach, ihr Gefühl, das Richtige im richtigen Augenblick zu tun, fast untrüglich.

Das Walzwerk scheint ein schönes Beispiel dafür zu sein, daß „Heißbetrieb“ und „Facharbeiterbetrieb“ nicht notwendig zwei Kategorien bleiben müssen. Vielmehr wird hier sichtbar, daß in Zukunft eine Annäherung dieser beiden abzusehen ist. Wohl ist das Walzwerk seiner Natur nach Heißbetrieb, aber die Tätigkeit der dort eingesetzten Männer verlangt ein Können besonderer Art. Die Kompliziertheit der Anlage erfordert darüber hinaus eine überdurchschnittlich große Mannschaft von Elektrikern und Schlossern. Facharbeiter und – man möchte sagen – ungelernte Spezialisten (hervorgegangen aus ungelernten Arbeitern) wurden zu einer Mannschaft. Wer hier als Meister gelten will, muß eine Persönlichkeit sein, die es versteht, aus verschiedenartigen Kräften eine auf Leistung ausgerichtete Produktionseinheit zu bilden. Wahrlich, er muß bereits heute eine Kombination sein von „Kaltbetriebs-“ und „Heißbetriebsmeister“.

Der im Walzwerk anzutreffende Mitarbeitertyp zeigt gleichzeitig eine Richtung der technischen Entwicklung auf, die, vielleicht nicht ganz so drastisch, auch die Hochöfener, Stahlwerker und Hammerwerker erfassen wird. Dieser neue Arbeitertyp verlangt



▲ Heißbetriebsmeister: Wachsame Einsatzbereitschaft



◀ Kaltbetriebsmeister: Probleme in Ruhe gemeinsam lösen

Heißbetriebsmeister: ▶ Einsame Entschlüsse, blitzschnelle Reaktionen





▲ Zukunft, bereits Gegenwart: Sprechfunk

aber auch einen neuen Meistertyp. Deshalb muß schon heute der Meister für morgen mit dem Blick auf die technische Zukunft ausgebildet werden.

*

Auf der Henrichshütte arbeiten 16 Obermeister und 149 Meister. Ihr Alter liegt bei etwa 45 bis 55 Jahren, ist also wesentlich niedriger als noch vor einer Generation. Die Verjüngung begann nach 1945. Als die Hütte Anfang der 50er Jahre in die Konjunktur einstieg, stellte sich jedoch ein beträchtlicher Meistermangel heraus. Innerhalb kurzer Zeit vervielfachte sich die Eisen-, Stahl- und Walzgutproduktion. Aber nicht jeder neue Meister – so jedenfalls meinen einige Obermeister – konnte sich so recht im Betrieb durchsetzen. Manchen mangelte es einfach an Erfahrung; das führte zu Unsicherheit und Nervosität, die sich auch auf die Mitarbeiter übertrug. Es gehört mit zu den Aufgaben insbesondere der Obermeister, schon frühzeitig unter den Männern ihres Betriebes jene herauszufinden, die „Meistereigenschaften“ vermuten lassen. Daß hier von den Obermeistern bereits wertvolle Arbeit geleistet wurde, fanden wir nicht nur in Gesprächen bestätigt.

Die technischen Anforderungen wurden und werden mit der Qualitätssteigerung in der Produktion ständig höher geschraubt. Die Zahl der für „hüttenmännische Theorie“ im Betrieb zuständigen Betriebsassistenten nahm in den vergangenen Jahren zu. In punkto Menschenführung wurde und wird ebenfalls laufend mehr verlangt. Die Obermeister, obwohl selbst meist erst Mitt-



▲ Werkmeister: Zwischen Betrieb und Leitung

fünfziger, sind „alte Hasen“, die noch mit ihrem angeborenen Instinkt vielfach mehr im Betrieb erreichen, als wenn sie wissenschaftliche Abhandlungen lesen würden. Aber sie bleiben nur Ausnahmen. Deshalb ist das Problem „Meisternachwuchs“ von größter Bedeutung für die Zukunft.

Etwa 20 Meisteraspiranten (sie haben eine Industriemeisterprüfung vor einer Industrie- und Handelskammer nach 4semestrigem Fachstudium abgelegt) sind auf der Hütte z. T. als Vorarbeiter beschäftigt. Die auf der Hütte zur Zeit laufenden zwei Kurse der „Erwachsenenschulung“ (4semestrige Fachschulung) haben großen Anklang gefunden. Hier bildet sich eine weitere zusätzliche „Meisterreserve“. Auch zu den Meisterkursen in Duisburg werden immer wieder Ruhrstahler entsandt.

Der Meister von morgen wird ein weitaus größeres technisches und psychologisches Rüstzeug nötig haben, als die gegenwärtige Meistergeneration. Der Fortschritt der Technik sowie die zunehmende soziale Komplexität unserer Gesellschaft erfordern einen neuen Meistertyp. Die Entwicklung wird zwar nicht von heute auf morgen mit alten Formen brechen, aber es wäre kurzsichtig, wollte man das Morgen abwarten, um dann erst zu handeln.

Der Meister wird in unseren Betrieben immer notwendig sein, nur die Anforderungen, die an ihn gestellt werden müssen, werden sich wandeln. Denn: Der ihm anvertraute Industriearbeiter der Zukunft wird kaum noch etwas gemein haben mit dem der Vergangenheit; aber er wird sich auch deutlich unterscheiden vom Typ des älteren Industriearbeiters, der heute noch tätig ist.

▼ Vergangenheit, noch Gegenwart: Wink genügt





Bergbauausstellung

RHEINSTAHL im Essener Gruga-Ausstellungsgelände stark vertreten

Am 13. September wurde auf dem Ausstellungsgelände der Gruga in Essen die Deutsche Bergbauausstellung 1958 – für zwei volle Wochen – eröffnet. Rund 530 Fachfirmen, darunter 25 aus dem Ausland, präsentierten sich auf dem 150 000 qm großen Gelände mit ihren neuesten Erzeugnissen auf dem Gebiet der Bergbautechnik. Das Motto dieser eindrucksvollen Leistungsschau lautete: Fortschritt. Gerade wegen – oder vielleicht trotz – der Schwierigkeiten, in denen sich der westdeutsche Bergbau gegenwärtig befindet, gewann die Ausstellung ein ganz besonderes Interesse, vor allem bei der Fachwelt.

Steigerung der Leistung – Erhöhung der Grubensicherheit – Entlastung des Menschen. Drei Begriffe, eng miteinander verknüpft, die den Sinn und Zweck der Bemühungen offenbaren, ungeachtet aller augenblicklichen Probleme, den Steinkohlenbergbau – als einen der bedeutendsten Industriezweige – auf technischem wie sozialem Gebiet auch für die Zukunft so leistungsfähig wie möglich zu erhalten.

Der Steinkohlenbergbauverein, als Organisator der Ausstellung, fand eine geschickte Gliederung für das wegen seiner Vielfalt sonst unübersichtliche Angebot der Aussteller. Die Ausstellung wurde nämlich in drei Komplexe aufgeteilt: Gewinnung der Kohle und Ausbau der Gruben; mechanische und thermische Veredlung der Kohle; Verwendung der Kohle.

Die Bergbauausstellung ist eine technische Leistungsschau. Hier können die Männer aus den Zechen im Revier – Bergassessoren wie Steiger und Hauer – ein übersichtliches Bild vom gegenwärtigen Stand der Bergbautechnik gewinnen, können vergleichen und erwägen. Hier werden Rentabilitätsberechnungen angestellt, und so manche technische Neuerung wird über kurz oder lang auf der einen oder anderen Zeche über oder unter Tage dazu beitragen, nicht nur die Förderleistung zu steigern, sondern auch dem Kumpel das Leben zu erleichtern.

Neben den rein technischen, auf die Förderleistung abgestellten Ausstellungsstücken nahmen aber auch solche bergbautechnischen Hilfsmittel einen breiten Raum ein, die ganz besonders darauf zugeschnitten waren, dem Bergmann bei der Arbeit nicht nur Erleichterung, sondern in Notfällen auch Hilfe zu gewähren. Die vielfältigen Möglichkeiten des Unfallschutzes über und unter Tage fanden hier ihren technischen Ausdruck. Darüber hinaus erläuterte anschauliches Material die menschlichen, sozialen, aber auch die gegenwärtig besonders aktuellen wirtschaftlichen Probleme des Bergbaus.

*

Unter den Ausstellern waren auch auf dieser Bergbauausstellung die meisten Werke der Rheinischen Stahlwerke anzutreffen.

Die Arenberg-Zechen unseres vertikal gegliederten Konzerns fördern jährlich rund 5 Mill. t Kohle. Die Stahl erzeugenden und weiterverarbeitenden Betriebe des Konzerns dagegen produzieren vielfältiges Gerät, das dem Bergbau nützlich ist. Wir können nicht alles aufzählen, doch denken wir nur an gußeiserne Tübbingsäulen, Hochleistungskessel, Teile von Fördermaschinen, Zahnräder, Raupenfahrzeuge für den Tagebau sowie Kohlebewegung, Spezialwaggons und Grubenwetterkühlanlagen; hieran erkennt man, wie universell das Produktionsprogramm der Rheinstahl-Werke allein auf diesem Sektor ist. Selbst Dauerbrandöfen – als Kohleendverbraucher – werden in einem Rheinstahl-Werk hergestellt.



Alles für den Bergbau: Auf der diesjährigen Deutschen Bergbauausstellung waren die Rheinischen Stahlwerke mit einer repräsentativen Ausstellungshalle vertreten. Fast sämtliche dem Konzern angehörende Werke führen in ihren Fertigungsprogrammen Erzeugnisse, die der Kohlegewinnung oder Nutzung dienen. Unser Foto ganz oben zeigt einen Blick in die Rheinstahl-Halle. Die Ruhrstahl AG zeigte im Rahmen der Rheinstahl-Schau einige Modelle ihrer Grubenwetterkühler (2. Bild v. oben) sowie Pumpen, Haspeln und Seilscheibenkränze u. a. Auf dem Rheinstahl-Freigelände beeindruckte besonders ein fast 20 m hoher Schachtausbauelement aus gußeisernen Tübbings (3. Bild v. oben). Die Rheinstahl-Concordiahütte stellte u. a. verschiedene Modelle ihrer Dauerbrenner und Herde aus



RUHRSTAHL für die Atomtechnik

Die Energiegewinnung durch Kernspaltung stellt die Eisen schaffende und Eisen verarbeitende Industrie vor neue und große Probleme: Riesige Stahlbehälter müssen erbaut werden, die als Ganzes und in ihren Einzelteilen Werkstücke darstellen, die in ihrer Größe, in ihrer Fertigung und in der gleichzeitig erforderlichen Genauigkeit und Sicherheit ihrer Ausführung alle bisher an die Stahlindustrie gestellten Anforderungen weit übertreffen.

Korrosion durch Wasser, der Angriff flüssiger Metalle und die Einwirkung starker Strahlungen bei zum Teil besonders hohen Betriebsdrücken und Temperaturen sind die Einflüsse, mit denen die Erbauer von Kernenergieanlagen rechnen müssen. Entsprechend hohe Anforderungen müssen also an die Werkstoffe gestellt werden, die sich durch einen sehr hohen Grad von Reinheit, Homogenität, Korrosionsbeständigkeit, Schweißbarkeit und gegebenenfalls auch Strahlungsunempfindlichkeit auszeichnen müssen.

Es ist verständlich, daß es der Industrie nicht von heute auf morgen gelingen konnte, alle jene Aufgaben zu bewältigen, die an sie im Rahmen einer friedlichen Ausnutzung der Kernenergie gestellt wurden. Die westdeutsche Forschung – an Hochschulen und in der Industrie – beschäftigt sich zwar schon seit Jahrzehnten mit Problemen der Kernspaltung, doch nach Kriegsende konnte erst ab 1955 wieder eine Koordinierung und Intensivierung der Bemühungen auf diesem Gebiet erfolgen. Das Ausland hat also einen Vorsprung, der aber, wie von westdeutschen Experten behauptet wird, in absehbarer Zeit eingeholt werden kann.

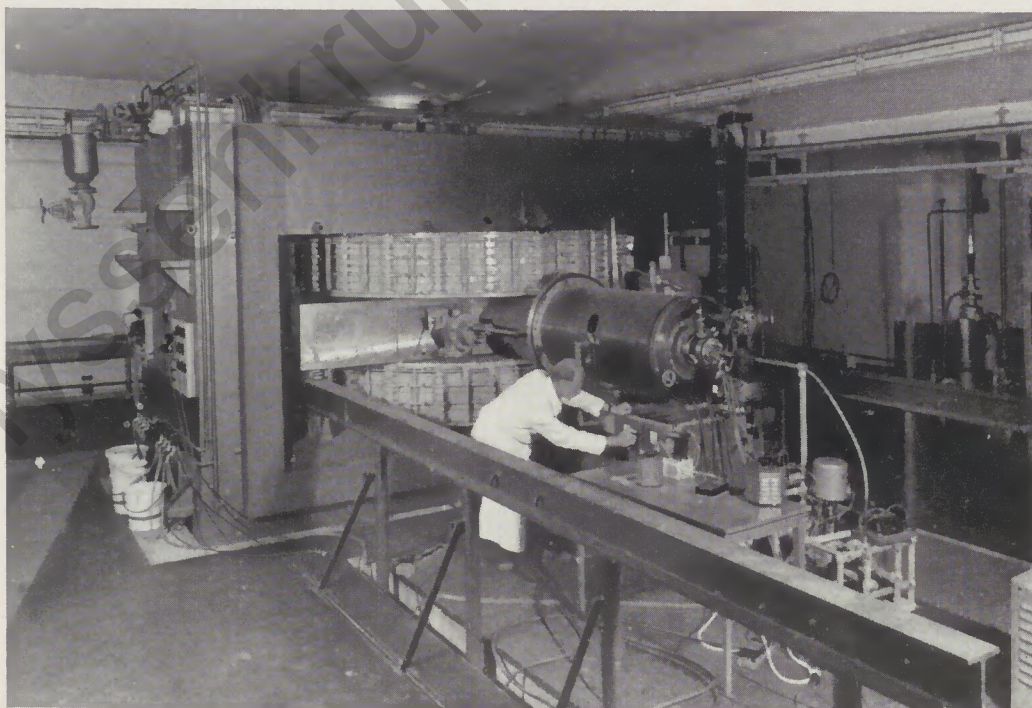
Die Ruhrstahl AG rechnet damit, daß die Erzeugung wichtiger Bestandteile für Atomkraftwerke und ähnliche Anlagen eine Absatzchance für die Zukunft besitzt. Nicht zuletzt deshalb ist sie bereits heute in der Lage, mit Erzeugnissen aufzuwarten, die es ihr ermöglicht haben, in die Planung einiger hochinteressanter Projekte zur Errichtung von Atomkraftwerken eingeschaltet zu werden. Die Voraussetzung hierfür war jedoch eine mehrjährige Versuchsarbeit, gestützt auf langjährige Erfahrungen in der Erzeugung von Sonderstählen.

Gewiß, im ganzen gesehen ist die Kernenergiegewinnung gegenwärtig erst wenig über das Versuchsstadium hinausgediehen. Die Weltstromkapazität für Atomkraft beträgt zur Zeit noch nicht mehr als 200 000 kW. Aber für 1970 wird bereits mit einer Atomenergieerzeugung von etwa 15 Mill. kW in der Welt gerechnet. Kohle und Wasser – als Primärenergien – werden sich also in absehbarer Zeit einer wachsenden Konkurrenz durch die Atomkraft gegenübersehen. Für uns gilt jetzt: rechtzeitig die Weichen für die Zukunft zu stellen.

Vom 1. bis 14. September war Genf – ebenso wie für zwei fast gleichzeitig abgehaltene „Atomkongresse“ – Schauplatz einer Ausstellung, in der die energietechnischen Möglichkeiten der Zukunft bereits heute fast greifbaren Ausdruck gefunden hatten. Die führenden Industrieländer der Welt zeigten, was sie schon jetzt auf dem Gebiet der friedlichen Anwendung der Atomenergie zu leisten imstande sind. Darüber hinaus wurden aber auch Modelle und Forschungsergebnisse einem zumeist sachverständigen Publikum zugänglich gemacht, die teilweise ungläubiges Staunen hervorriefen.

Es war gleichzeitig eine Industrieschau, auf der alle jene Firmen vertreten waren, die auf dem Gebiet der Energietechnik bereits Erfahrungen gesammelt und entsprechend auch Teile ihres Produktionsprogramms auf die sehr speziellen Bedürfnisse des beginnenden „Atomzeitalters“ abgestellt hatten.

Als einziges Unternehmen der westdeutschen Eisen schaffenden Industrie war auch die Ruhrstahl AG in Genf mit einem Informationsstand vertreten. Schon seit geraumer Zeit ist die Ruhrstahl AG auf dem „Atomsektor“ tätig: Für die Atomforschung – also die Wissenschaft – hat sie bereits Magnetkörper, Vakuumkammern sowie Strahlungsschutzwände geliefert. Aber auch für den Bau von Atomkraftwerken – also die Erzeugung von Atomenergie – ist die Ruhrstahl AG als wichtiger Zulieferer wesentlicher Zubehöreile gerüstet. So hat sie die Produktion von Reaktorbehältern, Reaktorkühlmänteln, Wärmeaustauschern und Rohrleitungen – abgestimmt auf die besonderen Anforderungen der Kernenergiegewinnung – in ihr Produktionsprogramm aufgenommen.



Für die Zukunft gerüstet: Die Ruhrstahl AG war an der Ausstellung „Atome für den Frieden“ (1.-14. September) in Genf als einziges Unternehmen der westdeutschen Eisen schaffenden Industrie mit einem interessanten Informationsstand beteiligt. Unser Bild oben zeigt eine Teilansicht unseres Standes. Im Vordergrund erkennt man den Blechausschnitt (120 mm) aus dem Boden eines Reaktor-Druckkessels. – Bereits seit längerer Zeit befindet sich im Institut für Strahlen- und Kernphysik der Universität Bonn ein von der Ruhrstahl AG geliefertes Synchrozyklotron (unser Bild links) in Betrieb. Das Magnetgewicht beträgt 270 t, die Leistung erreicht 30 MeV.

ENTWICKLUNGSLÄNDER: Leere Kassen

Wir sind heute gewohnt, politisch zu denken. Die Welt zerfällt nach diesem Denkschema für uns in zwei Teile: die westliche, freie Welt und die sog. Ostblockstaaten. Diese einfache Betrachtungsweise übersieht aber völlig das Vorhandensein eines dritten, allerdings keineswegs in sich gefügten „Blocks“: die sog. Entwicklungsländer (industriell unterentwickelten Gebiete), die politisch weitgehend neutral zwischen den beiden Machtblöcken des Westens und Ostens nach bestem Vermögen manövrieren. Wir denken hier in erster Linie an Indien, an die Länder des Nahen und Mittleren Ostens oder an die jungen Staaten des afrikanischen Kontinents. Die Liste dieser Länder ließe sich noch verlängern, denken wir etwa an Indonesien oder an verschiedene Staaten des südamerikanischen Kontinents.

Es wäre — so gesehen — vielleicht richtiger, wenn man sagen würde, daß die Welt in die hochentwickelten Industrieländer und in die industriell unterentwickelten Rohstoffländer einzuteilen sei. Länder, deren industrielle Entwicklung noch nicht ganz den hohen Stand der klassischen Industrieländer — etwa England, USA oder Deutschland — erreicht hat, sind heute fast sämtlich Mitglieder wirtschaftlicher Zusammenschlüsse in Ost oder West und seien in diesem Zusammenhang deshalb in einem Atemzug mit den „Industrieländern“ genannt.

Die rasche Entwicklung der Industrie, vornehmlich in den Ländern Europas, hatte eine reibungslose Rohstoffversorgung zur Voraussetzung. Jahrhundertlang konnte dieser Rohstoffbedarf aus den überseeischen Kolonien vornehmlich in Afrika und Asien gedeckt werden. Die Weltmächte von einst hatten die Welt unter sich aufgeteilt. Aber die Glocken, die die Jahrhundertwende verkündeten, läuteten auch das Ende der Kolonialzeit ein. Großbritannien zum Beispiel mußte seinen ehemaligen Kolonien auf Grund des militanten Unabhängigkeitsstrebens der farbigen Völker die staatliche Selbständigkeit geben (war aber klug genug, diese Länder durch die Klammer des Commonwealth zusammenzuhalten, gleichsam als „Handelspartner“); Holland verlor mit Indonesien seinen wertvollsten Kolonialbesitz; Frankreich sucht noch nach Möglichkeiten einer nationalen Befriedung seines Kolonialreiches. Als einziger Industriestaat von Weltrang haben die USA auf Kolonien verzichtet (von unbedeutenden Besitzungen abgesehen); ihr Land ist selbst so reich an Rohstoffen, daß es ausgedehnter Besitzungen in fernen Kontinenten nicht bedarf. Überseeische Kapitalbeteiligungen und Handelsverträge sind hierfür Ersatz.

Das 20. Jahrhundert steht nicht mehr im Zeichen der Kolonialherrschaft einiger weniger Staaten, sondern ist gekennzeichnet vom nationalen Aufbruch der bislang kolonialisierten farbigen Welt.

Aber der Start in die staatliche Souveränität ist für diese oft riesigen Gebiete keineswegs leicht. Schließlich ist es nicht damit getan, Parteien zu gründen und Regierungen zu wählen; das Land muß auch wirtschaftlich lebensfähig sein. Wohl konnten die neuen Staaten viele Wirtschaftseinrichtungen der einstigen Protektorialländer übernehmen, auch blieben die Handelskontakte zu ihnen erhalten. Aber es fehlte — und fehlt noch immer — eine ausreichende Industrie, die eine wirtschaftliche Unabhängigkeit gewährleisten könnte. Der Reichtum dieser Länder sind Rohstoffe: Erze, Baumwolle, Reis, Getreide, Erdöl und vielerlei mehr, Naturprodukte also, die von den Industrieländern in großen Mengen benötigt und abgenommen werden.

Doch die neuen Staaten im Nahen und Fernen Osten, in Afrika und Südamerika wollen auf die Dauer nicht nur Rohstofflieferanten sein, deren wirtschaftliche Stabilität von jedem Konjunkturrückgang, von jeder Krise in den Industrieländern — ihren Abnehmern — bedroht wird. Ihr Ziel ist es, eines Tages ebenfalls zu den Industrieländern der Erde zu gehören. Das werden sie aber nur, wenn sie in systematischer Ausnutzung ihrer natürlichen wirtschaftlichen Gegebenheiten Industriezweige aufbauen, deren Erzeugnisse auf die Rohstoffquellen des eigenen Landes abgestimmt sind.

Schon frühzeitig wurde jedoch deutlich, daß diese neuen, nach wirtschaftlicher Selbständigkeit strebenden Staaten keinesfalls in der Lage sein würden, aus eigener Kraft ihre ehrgeizigen Industrialisierungspläne zu verwirklichen. Ihr Kapital sind die von den Industrieländern begehrten Rohstoffe, ihre Probleme aber beginnen bei der Überbevölkerung, verbunden mit Arbeitslosigkeit weiter Bevölkerungskreise und enden mit technischer Unbildung der Massen und Alphabetentum. Darüber hinaus fehlt es an den unerläßlichen Geldmitteln zur Finanzierung der Wirtschaftskprojekte.

Wie vorauszusehen, gerieten die Entwicklungsländer bald nach ihrer Verselbständigung in wirtschaftliche Schwierigkeiten, trotz-

dem großangelegte Wirtschaftspläne der projektierten Industrialisierung von vornherein einen gewissen Rahmen gaben. Aber der einem Naturaltausch ähnliche Handel mit den Industrieländern auf der Basis „Rohstoffe gegen Industriegüter“ erwies sich rasch als Fehlspekulation, denn die Finanzierung der benötigten Industriegüter, insbesondere der Investitionsgüter (zur Einrichtung von Fabriken), ließ sich durch den schwunghaften Handel mit Rohstoffen auf dem sehr preisanfälligen Weltmarkt allein keineswegs bewerkstelligen.

Aus den sich also ergebenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten erwuchsen zwangsläufig auch politische Gleichgewichtsstörungen in den politisch wie wirtschaftlich höchst instabilen Entwicklungsländern. Der Westen wie der Osten sahen sogleich ihre Chance, auf diese Länder wirtschaftlichen — und durch die Seitentür auch politischen — Einfluß zu erlangen. Die Verkündung des Punkt-Vier-Programms der USA, der Colombo-Plan zur Förderung unterentwickelter Wirtschaftsgebiete, das unerfreuliche Tausziehen um die Finanzierung des Assuan-Staudamms in Ägypten, die Errichtung von Stahlwerken durch angloamerikanische, deutsche sowie sowjetische Firmenkonsortien in Indien sind nur einige Beispiele, die zeigen, mit welchen Mitteln den industriell unterentwickelten Ländern zu wirtschaftlicher Selbständigkeit verholfen werden soll. Daß es dabei nicht völlig uneigennützig zugeht, versteht sich von selbst. Man hilft, um sich — langfristig gesehen — selbst zu helfen, d. h. um bei den neutralen Entwicklungsländern Sympathien zu erwerben, die nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch einmal Früchte tragen sollen. Ob diese von Ost wie West aufgestellte Rechnung aufgeht, ist noch ungewiß. Zunächst halten die Entwicklungsländer die Hand nach beiden Seiten auf. Warum auch nicht? Sie benötigen dringend Kapital zur Verwirklichung ihrer Industrialisierungsvorhaben. Dollars sind hier so willkommen wie Rubel.

Wir haben in groben Umrissen die Situation der Entwicklungsländer aufzuzeigen versucht. Nun mag der Leser fragen: „Ja, was geht das uns in Westdeutschland an? Wir treiben zwar Handel mit vielen Ländern, aber unsere Hauptabnehmer sind schließlich die Industrieländer; der größte Teil des westdeutschen Exports geht doch in westeuropäische Länder?“ Das ist richtig. Aber Westdeutschland ist heute — nach den USA und Großbritannien — der drittgrößte Exporteur der Welt, auch nach Übersee.

Wir haben in den vergangenen Jahren allein einen Schatz von 10,8 Mrd. DM in Gold und Dollars aus unseren Exporterlösen anhäufen können. Fast jeden Monat übersteigen die westdeutschen Exporterlöse die Importausgaben. Die außerordentlich gute Exportkonjunktur führte dazu, daß heute zahlreiche Industrieunternehmen 50 % und mehr ihrer Produktion exportieren. Aber gleichzeitig erhöhte sich auch im entsprechenden Maß die Abhängigkeit solcher Unternehmen von den Konjunkturschwankungen der Auslandsmärkte. Noch ist das Exportgeschäft befriedigend, aber in einigen Branchen, etwa in der Stahlindustrie, läßt es stark nach. Weltwirtschaftlich betrachtet sieht es noch schlechter aus: im ersten Halbjahr 1958 hat nämlich das Welthandelsvolumen um etwa 8 % abgenommen. Die Umsätze erreichten — auf 12 Monate umgerechnet — nur mehr 92,85 Mrd. Dollar. Seit Jahren war man jedoch nur Umsatzzuwächse im Welthandel gewöhnt. Ein Rückgang der Exportkonjunktur kann sich unter diesen Umständen also sehr folgeschwer auf die gesamte westdeutsche Volkswirtschaft auswirken.

Die schwache Konjunktur in Großbritannien und in den USA führte dazu, daß auch die übrigen Industrieländer vorsichtiger zu disponieren begannen. Heute sind noch die Auftragsbücher der westdeutschen Exportindustrie gefüllt, doch ist nicht sicher, ob sie es noch in einem halben Jahr sind, denn auf die Anschlußaufträge kommt es an, will man eine gleichmäßig gute Beschäftigung haben.

Warum läßt der Export überhaupt nach? Die Beantwortung dieser Frage ist gleichzeitig die Beantwortung der Frage, warum es Westdeutschland sehr wohl etwas angeht, wenn es den Entwicklungsländern schlecht geht. Einfach ausgedrückt ergibt sich nämlich folgender Kreislauf: Die USA und Großbritannien gerieten in eine Konjunkturlaute (auf die Ursachen sei hier nicht näher eingegangen). Die dortigen Industrien drosselten aus verschiedenen Gründen die Produktion; entsprechend verringerten sich die Rohstoffkäufe. Die nach Abflauen der Koreakrise stark gesunkenen Rohstoffpreise fielen — wegen der weiter verringerten Nachfrage der Industrieländer — in einen für die Rohstoffländer beängstigendem Maß. Entsprechend nahm der Devisenstrom dorthin — vor allem die begehrten Dollars — ab, und im gleichen Maß mußten auch die Importe der Rohstoffländer (die ja gleichzeitig die Exporte der Industrieländer

(Fortsetzung Seite 14)

ALLTAG einer mitteldeutschen Hausfrau

In einer Stadt in Mitteldeutschland. Es klingelt morgens gegen zehn Uhr an der Tür der Frau K. Draußen steht die Nachbarin. „Frau K., Sie müssen ins Howa gehen“, sagt sie. (Howa ist das HO-Warenhaus, das Warenhaus der staatlichen Handelsorganisation.) „Es gibt weißen Zwirn, aber beeilen Sie sich, viel war es nicht. Ich muß rasch zum Metzger. Wiedersehen.“ Sie macht auf dem Absatz kehrt und rennt davon, denn beim Metzger muß sie Schlange stehen. Frau K. ruft: „Danke schön“, greift nach der Einkaufstasche, schlingt ihr Kopftuch um und schlägt die Wohnungstür hinter sich zu. Weißen Zwirn gibt es, weißen Zwirn. Wie lange hat sie schon darauf gewartet.

So beginnen die Einkäufe der Frau K. und vieler anderer Hausfrauen in Eisenach, in Meiningen, in Brandenburg oder Rostock. Unterwegs wird sie ruhiger. Sie ist das alles ja gewöhnt, seit 15 Jahren eigentlich (wenn man die ersten Kriegsjahre nicht mitrechnet). Trotzdem, jedesmal, wenn die Nachbarin morgens klingelt und sie alarmiert mit der Nachricht „Es gibt ...“, überfällt sie eine gewisse Spannung. Natürlich geht es nicht immer um Kleinigkeiten wie Zwirn, sondern oft auch um Grundnahrungsmittel.

Auf ihrem Wege zum Howa überlegt Frau K.: die Nachbarin hat gesagt, beim Metzger stehen sie wieder an. Also kann sie selbst heute kein Fleisch kaufen, denn im Kaufhaus wird sie lange warten müssen. Aber sie wird in den anderen HO- und Konsumgeschäften und in den paar Privatläden nachsehen, was es heute gibt. Danach kann sie ihren Speisezetteln richten. An einem Laden steht auf der schwarzen Tafel Möhren und grüner Salat. An einem anderen: Zitronen und Eier.

Der Kurzwarenstand im Howa ist dicht umlagert. Aber man drängelt nicht, man wartet geduldig. Frau K. steht eine viertel, eine halbe, eine dreiviertel Stunde. Dann hört sie, wie die Verkäuferin den Kasten zuklappt und sagt: „So, das wär's für heute. Ausverkauft. Schluß.“ Resignierend gehen die Frauen auseinander: Wieder mal nichts. Frau K. fragt noch nach weißen

Reißverschlüssen. Das Fräulein zuckt die Achseln: „Bedaure, vielleicht nächste Woche.“ Frau K. verläßt das Howa, ohne irgend etwas gekauft zu haben. Sicher könnte sie dies und jenes brauchen von dem, was in den verschiedenen Stockwerken des recht stattlichen Kaufhauses geboten wird. Die Regale sind längst nicht mehr so leer wie vor ein paar Jahren. Aber was soll sie jetzt mit Pullover oder Wollstoffen, auch Perlonunterwäsche braucht sie nicht, und die kostbaren chinesischen Seidenjacken, die direkt aus Rotchina importiert werden, sind ihr zu teuer. Die einzige größere Anschaffung, die sie plant, ist ein Sommerkleid. Sommerstoff ist aber wiederum ein rarer Artikel. Gewohnheitsgemäß fragt sie auf dem Heimweg in allen Läden, die – ihrer Branche nach – Stoffe führen. Im Konsum „Textil“ entdeckt sie schließlich kleingebülmte Baumwolle. Beinahe ein Muster, wie sie es wünschte. Aber der Preis übersteigt bei weitem ihr Budget. Doch die Verkäuferin wirbt mit dem unwiderstehlichen Argument: Greifen Sie nur zu, wer weiß, wann wir wieder etwas Ähnliches hereinbekommen, billiger wird's bestimmt nicht. Frau K. kauft also. Wie alle Hausfrauen in Mitteldeutschland auf derlei Überraschungen gefaßt, hat sie ihr gesamtes Bargeld mitgenommen.

Sie muß sich nun beeilen, heimzukommen. Den Salat wird sie heute auf den Tisch bringen, denn sehr frisch ist er nicht mehr, weil er einfach zu Bergen in den Laden geschüttet wird. Eigentlich wollte sie noch Milch mitnehmen, aber die war schon alle. Die Leute, erzählt ihr die Verkäuferin, trinken sie einfach im Laden aus, seit sie nicht mehr auf Karten geliefert wird und nur noch 80 Pfennig pro Liter kostet, nicht mehr 1,12 Mark wie vorher. Dafür reicht der Vorrat natürlich nicht aus. Man munkelt, die

Regierung wolle wieder Berechtigungsscheine einführen, wenigstens für Milch.

In ihrer Tasche hat sie immerhin Möhren und Salat und auch Eier und ein paar Zitronen und Butter zu 2,40 Mark das halbe Pfund, das bis vor kurzem fünf Mark im HO, auf Marken aber nur 1,20 DM kostete, und viel Einwickelpapier, wie es die Frauen in der Ostzone immer zum Einkaufsgang mitnehmen. Morgen braucht sie, wenn es keinen „Zwirnalarm“ gibt, nur zum Bäcker. Er hat ihr versprochen, ein Brot aufzuheben, wenn er backt, denn es ist immer rasch ausverkauft. Zwar ist genug Mehl da, und das Brot ist auch recht gut und ziemlich billig (60 Pfennig das Kilo, ein von der Regierung gestützter Preis), aber der Bäcker kommt mit seinen Arbeitskräften nicht aus, seit er noch den anderen Stadtteil mitversorgen muß. (Der Bäcker von dort hat sein Geschäft aufgegeben und ist „nach drüben“ gegangen.) So muß er oft in der Nacht auf den Sonntag backen, und Frau K. holt sich ihr Brot am Sonntagmorgen.

Um 15.30 Uhr ist sie zu Hause, müde, zerschlagen. Fünf Stunden hat sie gebraucht, um Möhren, Salat, ein bißchen Butter, Eier und Zitronen zu kaufen und einen Sommerstoff, der viel teurer war als vorgesehen.

Es ist nicht leicht, in Mitteldeutschland Hausfrau zu sein. Zwar ist die Marktwirtschaft aufgehoben und das Preisniveau ausgeglichen worden, das heißt, die niedrigen Preise für Lebensmittel auf Karten wurden erhöht und die staatlich überhöhten HO-Preise gesenkt. Dieser Fortschritt wurde von den Parteiorganen entsprechend optimistisch interpretiert, aber noch spüren die Hausfrauen keine Erleichterung. Der Einkauf der Frau K. verläuft noch so wie in der Markenzeit. Denn die amtliche Liste derjenigen Waren, die nach der Neuordnung verbilligt wurden, das heißt, das gesamte Warenangebot der DDR, hat auf einer normalen Zeitungsseite Platz. Die Preise aller übrigen Dinge, Industriewaren vor allem, bewegen sich in höheren Regionen und sind für den Alltag von geringer Bedeutung. Die Sorgen um das tägliche Brot bestimmen noch immer den größten Teil des Lebens der Frau in Mitteldeutschland. Die knappe Zeit, die ihr außerdem bleibt, möchte der Staat für sich beanspruchen unter dem Motto „Alle Frauen in den Friedenskampf einbeziehen“. Funktionäre und Agitatoren halten ihr Plakate vor die Nase oder besuchen sie im Haus. Sie soll sich in die Produktion einreihen, an Ausschüssen teilnehmen oder doch wenigstens in eine der vielen Organisationen der Partei eintreten.

Vom Einkauf bis zur Zeiteinteilung wird noch vieles gelenkt, kontrolliert, ausgerichtet. Trotzdem haben die Frauen in Mitteldeutschland durch Zähigkeit und permanente Kritik einige Verbesserungen im äußeren Leben erreicht. Zum Beispiel ist die Textilproduktion nicht nur quantitativ gesteigert, sondern die Einfallslosigkeit und Uniformität in der Massenproduktion langsam durch phantasievollere Musterungen und individuelle Entwürfe abgelöst worden. Aus der chinesischen Seide, die in zwei, drei Dessins eingeführt wird, versteht man recht elegante Cocktailkleider anzufertigen. Es kränkt dann nicht mehr so sehr, wenn der Schlipps des Nachbarn im Theater aus demselben Material besteht. Frauen, die es sich irgendwie leisten können, reisen nach Westberlin, um dort wenigstens die Modemagazine zu studieren. Offensichtlich tun das auch die DDR-Modeschöpfer, denn immer mehr passen sich die Modelle der Konfektion dem westlichen Geschmack an. Langsam setzt sich auch wieder der Hut durch, wenn auch noch in ziemlich einheitlichen Formen. Kopftücher, die vor kurzem das Straßenbild beherrschten, werden in den Kleinstädten Mitteldeutschlands noch viel getragen, doch sie sind jetzt bunt und heiter, nicht mehr grau und eintönig, sie stammen häufig aus dem Westberliner Kadewe.

Es gibt auch einige Entlastungen im mühseligen Alltag der Hausfrau, mit denen der Staat um ihre besondere Aktivität wirbt. Wenn sie arbeiten muß – wobei der Grundsatz „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ in der Sowjetzone allgemein gilt –, kann sie ihre Kinder billig in gute Kindergärten geben. Der Einkauf wird durch Spätverkaufsstellen erleichtert und durch Konsumläden im Betrieb, in denen man einen Einkaufszettel abgibt, um die fertig zusammengestellte Ware am Abend abzuholen.

J. S. R., Frankfurter Allgemeine

Es kommen Kolchosenbauern zum Genossen und fragen ihn: „Genosse, was ist Dialektik?“ Der Genosse sagt: „Ein Mann ist rein und ein anderer ist schmutzig. Ich biete ihnen ein Bad an. Wer von ihnen wird wohl das Bad annehmen?“

„Der Schmutzige“, sagen die Bauern wie aus einem Munde.

„Nein, der Reine“, versetzt der Genosse, „denn der Reine ist gewöhnt zu baden, der Schmutzige legt keinen Wert auf ein Bad. Wer von ihnen wird also baden?“ Der Genosse lächelt etwas bei dieser Frage.

„Der Reine“, sagen die Bauern.

„Nein, der Schmutzige, denn er bedarf eines Bades“, sagt der Genosse, „also wer nimmt das Bad an?“

„Der Schmutzige!“ rufen die Bauern überzeugt.

„Nein, beide!“ sagt der Genosse, „der Reine ist gewöhnt zu baden und der Schmutzige bedarf es. Also wer badet nun?“

„Beide!“ sagen die Bauern verdutzt.

„Nein, keiner von beiden“, sagt der Genosse, „denn der Schmutzige ist nicht gewöhnt zu baden, und der Reine bedarf keines Bades!“

„Ja aber, Genosse“, begehren die Bauern auf, „wie sollen wir dies verstehen? Jedesmal sagst du etwas anderes und jedesmal nur das, was gerade in deinen Kram hineinpaßt! Und was wir sagen, ist in keinem Fall richtig.“

„Dies ist eben Dialektik!“ sagt lächelnd der Genosse und geht davon.

DIALEKTIK

Wer wird nun baden gehen?



ZUM NACHDENKEN

DAS MASS ALLER DINGE

EINE BETRACHTUNG VON VIKTOR KALINOWSKI · HENRICHSHÜTTE

Unsere deutsche Gegenwart bedarf des Maßstäblichen.

Theodor Heuss: Essay über Schiller.

Nicht nur jede Geschichtsepoche, sondern auch jede Generation und oft gar der Mensch in seinen Lebensabschnitten findet Vorbilder oder er schafft sich solche. Es sind gute oder schlechte. Sie verkörpern gute oder schlechte Eigenschaften oder auch Tugenden, von denen der Mensch glaubt, ihnen nacheifern zu müssen. Einige davon haben als „Kardinaltugenden“ die Zeiten überstanden und gelten heute wie ehemals, so auch das „Maßhalten“.

Die Griechen schufen das *metron*, das Maß, das im „Goldenen Schnitt“ nicht nur der Maßstab ihrer Kunst wurde, sondern ihres Lebens überhaupt. Es war eine Auffassung, die sich in Haltung und Würde ausdrückte, selbst dem Tode gegenüber. In der Kunst fand diese Haltung ihren Niederschlag in der Klarheit der Darstellung. Die Architektur wie auch die Plastik zeugen heute noch davon und haben ihre Wirkung auf spätere Epochen nicht verfehlt. Nicht das entfesselte, maßlose Individuum der Renaissance, sondern was einzelne in dieser Epoche schufen, ist eine Wiedergeburt der mit dem Wort Klassik bezeichneten Kulturperiode der Griechen. Das „Maßwerk“ der Gotik, unsere Dichter als Klassiker sowie die Architektur des Klassizismus oder gar eine bis in die heutige Zeit reichende Dichtung mit Neuklassizismus bezeichnet, sind nichts anderes als der Wunsch, eine bestimmte, eben klassische Haltung wiederzugewinnen.

Für das Abendland war Walther von der Vogelweide der Dichter, der die *minne* besang und die *mâze* forderte, d. h. die Mäßigung in Gebärde und Haltung, in der Ruhe und in der Bewegung, in Leid und Freud, in Liebe und Haß. Er wendet sich gegen „Ritterliche Pfaffen“ wie gegen „Pfäffische Ritter“ in ihrer Maßlosigkeit. Einem jungen Menschen gibt er auf den Weg: Junger Mann, von welchem Stand du auch seist, ich will dich lehren eine Kunst. Leg auf die Waage ein richtiges Gewicht und wäge auf ihr mit aller Einsicht, wie es das Maßhalten von jeher fordert.

Maßhalten! Das Wort steht da, es verliert sich nicht, wie so vieles. Es hat Bestand, neben den Geboten und Verboten, die von der christlichen Kirche verkündet werden. In Wort und Schrift ist es erhalten. Der Florentiner Macciavelli berichtet vom deutschen Kaiser Maximilian, daß er in guten Dingen maßlos sei und dadurch sein eigenes Wirken hemme. Und Albrecht Dürer, der erste bedeutende „weltliche“ Maler unseres Volkes, entwarf für eben denselben Kaiser eine — allerdings niemals errichtete — Ehrenpforte. Ein Wappentier sitzt auf einem der Pfeiler, in seinen Krallen ein Schriftband haltend, mit der Inschrift: Halt Maß.

Haltet Maß! Allen soll es zugerufen werden, all denen, die von der Technik besessen, all denen, die in unserer Volkswirtschaft nichts

anderes sehen als eine Möglichkeit „Geld zu machen“, die „Großen“ wie die „Kleinen“. Aber auch den Jugendlichen, die mit dem überstürzten Tempo ihrer Motorräder lärmend die Straßen bevölkern. Sie glauben auf diese törichte Weise „Raum und Zeit“ zu überwinden. Nicht zu vergessen sei aber auch der Diskussionsredner, der nur eine Überzeugung kennt, nämlich die seine und glaubt, daß sie das Maß aller Dinge sei.

Die Wandlung des Mittelalters zur neuen Zeit vollzog sich durch die Stellung des Menschen in der Gesellschaft. Das ist das besondere Merkmal: Der Mensch wandelte sich vom Behandelten zum Handelnden, vom Objekt zum Subjekt. Die Erkenntnisse damaliger Philosophie erhoben die Vernunft zum höchsten Prinzip. Es wurde der Satz geprägt:

Der Mensch ist das Maß aller Dinge.

Damit setzte sich der Mensch selbst an die Stelle eines Prinzips und beschwor Gefahren herauf, die heute noch nicht gebannt sind. Diese Gefahr ist der Mensch selbst, der fanatisierte Techniker, der besessene moneymaker, der Raum und Zeit überwindende Motorradler wie der endlose Diskussionsredner. Ihnen allen ruft Erich Kästner zu:

Du bist nicht das Maß aller Dinge.

In der Tat, sie alle werden zu gering erachtet, zu gering, um nur Mensch zu sein. Sie bogen das Wort „Mensch“ um, ersetzten es durch das „Ich“ und sagten: Ich bin das Maß aller Dinge. Da erhob sich der einzelne selbst zum Prinzip — und sprengte die Gemeinschaft. Das war die Geburtsstunde des modernen Zeitalters.

Nun, da das große allgemeingültige Maß verloren war, wurde mit kleinen, den eigenen Maßen gemessen. Die Freiheit wurde zur Ellbogenfreiheit, die Lüge konnte zur Wahrheit erhoben werden, wenn sie der eigenen Auffassung entsprach. Die Gesellschaft, bisher klar aufgegliedert, überschaubar, wurde vielschichtig. Das einfache Leben, bis dahin in gerader Bahn verlaufend, ging viele Wege, unkontrollierbar, seine Auswüchse nur noch durch eine komplizierte Gesetzgebung geregelt und gebändigt.

„Das Höchste, das Äußerste, das Schwierigste ist der Einhalt der Mitte und die Beobachtung des Maßes“, sagt Ziegler, und der Philosoph Nietzsche spricht von „Maß und Mitte“ als dem Gipfel menschlicher Vollendung. Sie sollten unserer Bemühung wert sein. Das Maß bestimmt das Verhältnis zu den anderen Dingen, vom „Ich“ zum „Du“, von Mensch zu Mensch. Es muß zum herrschenden Prinzip in unserer Gesellschaft erhoben werden für alle kleinen und großen Dinge des täglichen Lebens wie der Wirtschaft und Politik. Die Maßlosigkeit ist störend, zerstörend, sie ist eine Krankheit, von der wir alle angesteckt zu sein scheinen. Sie muß geheilt werden, soll unsere Gesellschaft wieder gesunden.

Fernsehen kann ein Vergnügen sein

meint Jo Hanns Rösler

Bei uns schweigt das Fernsehen keinen Tag. Punkt acht Uhr sitzen wir alle im Wohnzimmer und geben uns dem Genuß hin. Es ist nicht immer ein reiner Genuß. Oft ist das Bild durch das Wetter gestört oder das Wort durch den Schauspieler. Aber was hilft es? Der Apparat ist neu, wir zahlen hart an den Raten, also sehen und hören wir uns jeden Abend unser Geld ab. Das ist in vielen Familien so.

Heute, am Samstagabend, stand ein Bunter Abend im Programm mit Kolossalkomikern und Stars von gestern und morgen. Erwartungsvoll saßen wir vor dem Bildschirm, meine Frau, meine Töchter und ich. Das Programm begann. Es war ein Allerweltsprogramm. Nicht besser und nicht schlechter als sonst. Nach zehn Minuten erhob ich mich. „Kinder, heute ist Samstag — ich steige ins Bad — gehabt euch wohl!“ „Vielleicht kommt noch etwas, Vater!“ „Vielleicht“, sagte ich und ging.

Das Bad am Samstagabend ist eine köstliche Gewohnheit. Da ist das Bad auf Glanz geputzt, frische Handtücher für die kommende



Woche hängen an der Wand, da liegt stets ein neues Stück Seife parat, um den Genuß des Badens zu erhöhen. Ein neues Stück Seife, einmal nach Nelken, einmal nach Rosen riechend, nach Jasmin oder Heu — bald werde ich auch so gut riechen, das ganze Bad wird ein Dufthain, wie schön ist es, in der Wanne den Schaum zu schlagen und den ganzen Leib damit abzureiben, man wird nebenbei von dem Vergnügen, das man hat, noch sauber ... Ich stieg also in die Wanne und seifte mich ein, den Hals, die Ohren, die Hände und die Männerbrust ... plötzlich horchte ich auf.

Von nebenan, aus dem Wohnzimmer, erklang ein Lachen. Erst vereinzelt, von Christine, meiner Jüngsten, dann fiel meine Frau ein, meine ältere Tochter, dann lachten sie alle, hell und laut, fröhlich und vergnügt.

„Nanu?“ dachte ich bei mir und begann, mich zu ärgern. Sollte ich etwas verpaßt haben? War das Programm besser geworden? Es mußte besser geworden sein, sogar großartig, denn meine Töchter und meine Frau lachten ohne Unterlaß, sie kicherten und riefen mit vor Lachen erstickter Stimme Hoho und Haha, sie waren völlig aus dem Häuschen und schienen, wie es sich anhörte, sich vor Vergnügen zu kugeln.

Ich saß in der Wanne und war böse. Ich sitze dumm im Bad und draußen spielt man im Fernsehen, das noch nicht bezahlt ist, die schönsten Sachen.

Am liebsten wäre ich sofort hinausgestürzt, hätte Bad Bad sein lassen, aber mich reute das teure heiße Wasser, bei uns schneit das Geld auch nicht ins Haus — nun gut, ich werde mich beeilen, mich schneller waschen, um wenigstens noch einen Teil der Sendung mitzubekommen. Mir paßte das ganze Bad am Samstagabend nicht mehr. Ich werde morgen dem Programmdirektor schreiben. Er soll die Sendung wiederholen. Eine gute Sendung sieht man gern zweimal, es gibt nicht so viele.

Inzwischen wurde das Lachen im Wohnzimmer immer ausgelassener. Sie lachten sich krumm und buckelig. Ihre Lustigkeit sprengte alle Grenzen. Sie waren vergnügt wie ein Sack voll Flöhe. Was für eine Sendung! Ich verzichtete darauf, mir den Hals zu waschen, noch einmal tauchte ich tief in die Wanne, dann sprang ich heraus, schlüpfte in meinen Bademantel und eilte tropfnaß durch die Tür. Mein erster Blick galt dem Bildschirm.

Er war leer und schwieg.

„Schon zu Ende, Kinder?“ rief ich enttäuscht.

„Es war so lustig, Papa!“

Sie lachten noch immer. Sie lachten im wahrsten Sinne des Wortes Tränen. „Wir sind aus dem Lachen nicht herausgekommen. Papa!“

„Was war im Fernsehen?“

„Im Fernsehen? Das haben wir längst abgeschaltet.“

„Worüber lacht ihr dann so?“

Sie riefen übermütig:

„Eigentlich über nichts, Papa! Wir sind so vergnügt. Wir haben uns endlich wieder einmal einen Abend ohne Fernsehen miteinander unterhalten.“

Ich werde also dem Programmdirektor keinen Brief schreiben. Wohl aber einen Dankesbrief an den lieben Gott, daß er mir solche Töchter schenkte, voll Fröhlichkeit und Verstand, das Fernsehen auch einmal abzuschalten — ein Einfall, auf den ich nie gekommen wäre.

(Fortsetzung von Seite 11)

ENTWICKLUNGSLÄNDER: Leere Kassen

sind) gedrosselt werden. Das ist nun den Industrieländern keineswegs recht, denn ein verringerter Absatz in den Rohstoffländern bedeutet verschärfte Konkurrenz auf den heimischen Märkten. Die Entwicklungsländer ihrerseits sehen sich — angesichts der unter diesen Umständen ziemlich leeren Kassen — nicht in der Lage, die notwendige Einfuhr dringend benötigter Industrieerzeugnisse oder gar Investitionsgüter aufrechterhalten, da sie nicht bezahlen können. Das wiederum führt dazu, daß die Verwirklichung der bereits begonnenen Industrialisierungsvorhaben auf die lange Bank geschoben werden muß. Der Gesundheitsprozeß ist unterbrochen, ebenso der reibungslose Warenaustausch.

Hier hilft nur eins, und es hilft beiden Seiten — den Industrieländern und den Entwicklungsländern: die Weltkonjunktur kann verhältnismäßig rasch wieder auf Touren kommen, wenn die Industrieländer — in der Hoffnung auf eine bessere Wirtschaftsentwicklung (die stets der Antriebsmotor einer guten Konjunktur ist) — ihre Rohstoffkäufe erhöhen und dadurch in verstärktem Maß Industriegüter auch in den Entwicklungsländern absetzen können. Sofern diese sich außerstande sehen, ihre sämtlichen Einfuhren sofort zu bezahlen, müssen die kapitalkräftigeren Industrieländer Kredite gewähren. Dieses Rezept ist nicht neu, denn in verschiedenen Fällen (etwa bei der Errichtung von Industrieanlagen)

werden bereits Kredite z. Z. bis zu 10 Jahren gewährt. Es müssen darüber hinaus aber wirkungsvolle Pläne für Wirtschaftshilfen von den Industrieländern aufgestellt und systematisch in die Tat umgesetzt werden. Der kürzlich verkündete Eisenhower-Plan und die Tagung der Weltbank in Neu-Delhi Anfang Oktober dieses Jahres sollen hier den Weg bereiten helfen.

Einige Länder — besonders Amerika und die Bundesrepublik — haben bereits Milliardenbeträge in Form von Krediten bzw. „verlorenen“ Regierungshilfen gezahlt, und werden es in Zukunft weiter tun. Vor allem die USA haben bislang vornehmlich Haushaltsmittel des Bundes praktisch verschenkt, doch scheint sich immer stärker die Auffassung durchzusetzen, daß der private Kapitalmarkt die notwendigen Mittel, etwa in Form von Auslandsanleihen, aufbringen muß. Wer sich heute den Entwicklungsländern gegenüber, den Märkten der Zukunft, großzügig zeigt, wird vor den sowjetischen Weltmarktstrategen — die in jedem vom Westen vernachlässigten Markt nachstoßen — einen Vorsprung gewinnen. Was das auch in politischer Hinsicht bedeutet, kann sich jeder, der das wirtschaftspolitische Ringen der beiden Machtblöcke in Ost und West um die Gunst der Rohstoffländer verfolgt, selbst ausrechnen. Nicht Almosen, sondern wirkungsvolle Wirtschaftshilfe muß die Devise des Westens sein. Denn es ist kein Zweifel möglich: die Entwicklungsländer sind zu Konjunkturfaktoren geworden, deren Bedeutung von den Industrieländern nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Werkswohnungsbau

Nicht erst in den letzten Jahren hat die Ruhrstahl in Annen versucht, ihre Belegschaftsmitglieder in werksgebundenen Häusern unterzubringen; schon im Jahre 1951 hatte das Annener Gussstahlwerk einen Wohnungsbestand von 301 Wohnungen aufzuweisen, der inzwischen auf 570 Wohnungen gestiegen ist. Dabei ist zu erwähnen, daß 99 Wohnungen z. Z. leider noch von Werksfremden besetzt sind.

Der im Krieg begonnene Bauabschnitt der Häuser in der Erzberger- und Rathenastraße sowie der Annenstraße 78–82 konnte ordnungsgemäß erst im Jahre 1952 beendet werden. Es handelt sich hierbei um abgeschlossene Wohnungen, bestehend aus Wohnküche, einem Schlafzimmer und einem kleinen Wohnraum für Kinder und Bad oder auch um größere Wohnungen mit Mansarde.

Im Verlauf der Jahre sind Wohnungen ähnlichen Typs „In den Höfen“ errichtet worden. Hier wurden u. a. auch 2-Raum-Wohnungen (wie ehemals in der Stockumer Straße) mit Bad gebaut, die sich für kinderlose Ehepaare gut eignen.

Seit einigen Jahren ist man dazu übergegangen, die Wohnküchen durch Kochküchen zu ersetzen, also kleine Küchen zu bauen, in denen die Hausfrau alles in griffbereiter Nähe hat, was sie zur Zubereitung der Mahlzeiten braucht.

Problematisch werden die Kochküchen allerdings, wenn kleine Kinder vorhanden sind, da diese nicht auch noch mit in die Küche genommen werden können; ihre Spielecke haben sie im Wohnzimmer, wo allerdings die unmittelbare Aufsicht der Mutter fehlt. Der Sinn und Zweck der 2- und 3½-Raum-Wohnungen ist jedoch, daß die Wohnzimmer nicht mehr nur „kalte Pracht“ sind – wie es noch häufig anzutreffen ist –, sondern wirklich täglich benutzt werden und man sich zu Hause beghlich und wohl fühlt.

Bei den 3½-Raum-Wohnungen hat das Kind ein eigenes Zimmer – die beste Lösung –, aber nicht alle Belegschaftsmitglieder mit Kindern sind in der glücklichen Lage, sich eine solche Wohnung leisten zu können.

In den Jahren 1953/54 wurde in der Stettiner Straße eine Selbsthilfe-Siedlung gebaut. Viel, viel Mühe und Schweiß haben es sich die Siedler kosten lassen, bis alles so wurde, wie es heute aussieht. Unermüdlich wurde hier nach der schweren beruflichen Arbeit bis zum Dunkelwerden und manchmal gar darüber hinaus geschafft und alles, was aus eigenen Kräften gemacht werden konnte, getan. 13 Einzel- und Doppelhäuser mit 13 Einliegerwohnungen entstanden auf diese Weise. Diese Siedlung ist aber auch wirklich ein Schmuckstück geworden.

Ein besonderes Ereignis war im Juni dieses Jahres der Bezug von 8 Eigenheimen mit 16 Wohnungen in der Danziger und Königsberger Straße. Sie wurden im Gegensatz zu Selbsthilfesiedlungen z. T. mit Eigenkapital errichtet und haben Einbauküchen sowie ein 22 qm großes Wohnzimmer mit Ebnische und Heizung. Außerdem verfügt die Parterrewohnung über eine hübsche Loggia, die vom Wohnzimmer zu erreichen ist. Die Ober-



geschoßwohnung hat einen Balkon. Man merkt es den Häusern an, daß ihre Bewohner etwas angelegt haben, um ihren Familien eine wahre Heimstätte zu geben.

Doch nicht nur für verheiratete Werksangehörige werden Wohnmöglichkeiten geschaffen, auch unsere Alleinstehenden haben ihr Heim „In den Höfen 27/29“. Es stehen hier 9 Einzel- und 21 Zweibettzimmer zur Verfügung, die zweckmäßig eingerichtet sind. Sauberkeit und Ordnung zeichnen das Haus aus. Im Keller befindet sich eine Kochgelegenheit; hier können sich die Junggesellen nach Belieben betätigen.

Gegenwärtig befindet sich ein zweites Ledigenheim, das an der „Salingerstraße“, errichtet wird, im Bau. Es wird nach neuesten Gesichtspunkten erstellt und kann 75 Personen beherbergen, die größtenteils in Doppelzimmern untergebracht werden.

Die Ruhrstahl ist bestrebt, auch weiterhin ihren Werksangehörigen gute Wohnmöglichkeiten zu schaffen. So steht im Augenblick der Bau von 18 Wohnungen (zwölf 3½- und sechs 2½-Raum-Wohnungen) in Annen zur Debatte, mit deren Baubeginn in Kürze in der Stichstraße „Im Wullen“ zu rechnen ist.

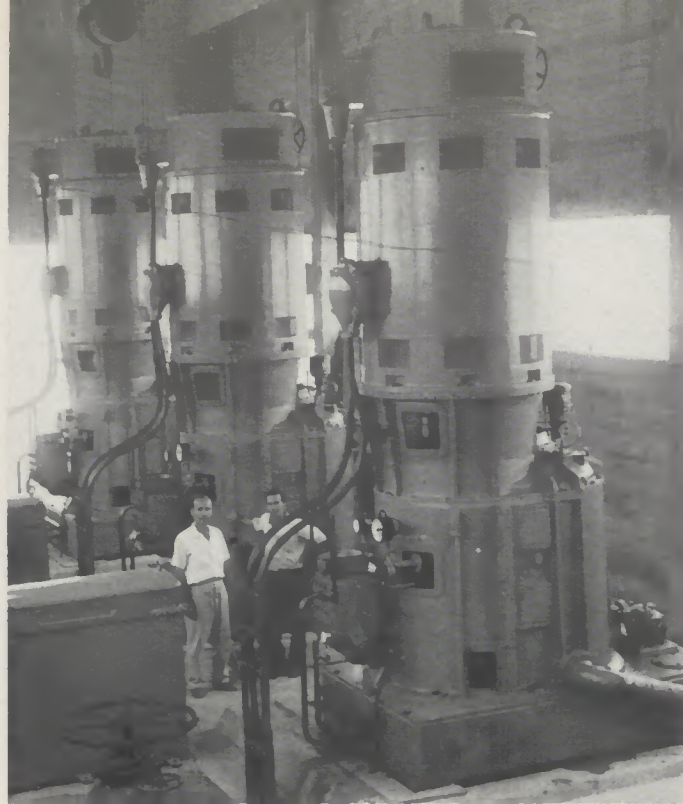
Obwohl laufend Wohnungssuchende in Werkswohnungen vermittelt werden, ist die Zahl der Interessenten im Steigen begriffen. Es wird zu unserem Leidwesen daher noch geraume Zeit dauern, bis alle Wohnungswünsche erfüllt worden sind.

G. Kathagen, Annen

Für Familien und Junggesellen: In den letzten Jahren sind am Stadtrand von Witten und in Witten-Annen eine ganze Reihe moderne, zweckbestimmte Wohnmöglichkeiten für Ruhrstahl-Mitarbeiter geschaffen worden. Unser Bild oben zeigt einen Blick auf Ruhrstahl-Wohnungsblocks an der Königsberger Straße. Das untenstehende Bild zeigt das zur Zeit noch im Bau befindliche zweite Ledigenheim des Annener Gussstahlwerks an der Salingerstraße



Ruhrpumpen nach Hellas



Bei meinem Eintreffen an der Baustelle war man eifrig dabei, die Bauarbeiten an dem Pumpenhaus zu beschleunigen, damit noch in der diesjährigen Bewässerungssaison eine Pumpe installiert werden konnte, die für die Bewässerung von großen Baumwollfeldern eingesetzt werden sollte.

Alle Bauarbeiten wurden von einer griechischen Firma unter den schwierigsten Bedingungen ausgeführt. Die drei Pumpenschächte mit einer Abmessung von je $4,2 \times 3,5$ m und einer Tiefe von ca. 15 m sind in einem komplizierten Absenkverfahren unter Wasser erstellt worden. Viele Unterwassersprengungen und Taucharbeiten waren notwendig, bis mit dem eigentlichen Einschalen und Betonieren begonnen werden konnte. Die Pumpenanlage selbst liegt unmittelbar am YLIKI-See, aus dem die drei Pumpen das Wasser entnehmen und in ein kilometerlanges Kanalsystem pumpen.

Man kennt in Griechenland, sehr wahrscheinlich auch in anderen Ländern, zwei Arten von Bewässerungssystemen großer Anbaugebiete: Die eine ist die Berieselung, bei der vielerorts mehrstufige Pumpen, also Pumpen mit verhältnismäßig großen Förderhöhen, eingesetzt werden, die das Wasser aus einem Kanal

saugen und in lange, aus mehreren Sektionen zusammengesetzte und transportable Rohrleitungen, bis etwa 300 m lang, drücken. Jede dieser Rohrsektionen hat einen Abgangsstutzen mit einem Sprenger, aus dem das Wasser fontänenartig herausspritzt. Die zweite Art der Bewässerung ist eine Flächenbewässerung (Überschwemmung). Hierbei wird das Wasser von Zentralkanälen in immer kleiner werdende Kanäle geleitet, bis es dann zum Schluß in tiefe Furchen gelangt. Männer und Frauen sieht man mit Hacken an verschiedenen Stellen diese Furchen aufreißen, damit das Wasser die zu bewässernde Fläche überflutet.

Es war recht interessant zu hören, daß z. B. der YLIKI-See erst vor etwa 80 Jahren künstlich angelegt worden ist und eine Gesamtfläche von ca. 2500 ha hat. Engländer und Franzosen haben schon frühzeitig erkannt, daß man durch Ableiten des Wassers aus dem nur bis maximal 2 m tiefen Sumpfgebiet, der heutigen KOPAIS-Ebene (Gesamtanbaufläche etwa 20 000 ha), für die Landwirtschaft fruchtbares Land gewinnen konnte. Um dieses Projekt zu verwirklichen, war es erforderlich, einen rund 500 m langen Tunnel durch einen an das Sumpfgebiet angrenzenden Höhenzug zu bauen, um somit das Wasser in ein tiefergelegenes Tal (den heutigen YLIKI-See) abzuleiten. Es dauerte mehrere Jahre, bis diese Arbeiten mit Erfolg abgeschlossen wurden.

Heute fließt noch durch den Tunnel das Wasser, das der Gyfisors während der Regenzeit mit sich führt. In den trockenen Sommermonaten, in denen also kein Wasser in den YLIKI-See geleitet wird, fällt der Wasserspiegel des Sees täglich durch Verdunstung um etwa 2 cm und durch das Pumpen um weitere 2 bis 3 cm. Angesichts dieser Tatsache war es erforderlich, vertikale Pumpen mit einer Einhängtiefe von 15 m vorzusehen. In der KOPAIS-Ebene pflanzt man heute in erster Linie Weizen und Baumwolle an. Das ganze Anbauggebiet wird zentral von

Das Annener Gusstahlwerk entsandte im Frühsommer dieses Jahres den Pumpenkonstrukteur Hans Ihrig für zweieinhalb Monate nach Griechenland, in den kleinen Ort Aliartos, etwa 90 km nordöstlich von Athen. Seine Aufgabe war die Überwachung der Montage und Aufstellung von drei vertikalen, elektrisch angetriebenen Rohrschraubepumpen für Bewässerungszwecke. — Die komplette pumpentechnische Einrichtung, bis auf die Antriebsmotoren und Schaltanlage (SSW-Lieferung), wurde Ende 1957 von RUHRPUMPEN an die griechische KOPAIS-ORGANISATION geliefert. Die Gesamtantriebsleistung der drei Aggregate beträgt 4760 PS; die drei Pumpen haben zusammen eine maximale Förderleistung von 7,5 m³/s.

einer halbstaatlichen Organisation in ALIARTOS verwaltet. Alle Anpflanzungen werden von dieser Stelle aus den Bauern, denen das Land gehört, vorgeschrieben. Für die Verwaltungskosten einschließlich der Bereitstellung der neuesten Bearbeitungsmaschinen für die Feldarbeit sowie aller Neuanlagen bzw. Instandsetzungen von Wassergräben, Fahrstraßen und Feldwegen bis zu einer großen Reparaturwerkstätte, in der alle Maschinen repariert werden, muß von den Bauern etwa 15 % des Ertrages an die Organisation abgeführt werden.

Griechenland bildet heute einen der wichtigsten Luftverkehrsknotenpunkte des Mittelmeeres.

Es ist ein überwältigendes Schauspiel, vom Flugzeug aus HELLAS und seine Inseln zu erleben.

Die dünnen Schaumstreifen der Brandung unterstreichen die gezackten Küstenlinien der wie hingestreuten vielen Inseln. Ein bezaubernder Anblick bietet sich auch auf Athen selbst mit der Akropolis sowie dem schönen Strand von Glyfada bis zum Südkap SUNION hin, bevor man auf dem Athener Flugplatz HELLENIKON landet.

Ich hatte außerdem noch das Glück, meine Reise in der zweiten Hälfte des Monats Mai anzutreten. Das ist der günstigste Zeitpunkt für einen Besuch Griechenlands. Dann blühen und duften die Feld- und Waldblumen von den Höhen des nahegelegenen PARNASSUS und HELLIKON, die die KOPAIS-Ebene im Norden und Westen begrenzen. Das Klima ist gemäßigt. Man kann darum zu allen Jahreszeiten nach Griechenland reisen.

Die Regenzeit dauert etwa von November bis Mitte März. Die mittlere Temperatur des heißesten Monats Juli beträgt etwa 30°C, die niedrigste im Januar 6° bis 8°C. Doch sind schon extreme Temperaturen von über 40 und –6°C gemessen worden. Wer also Hitze fürchtet, wird daher im Frühling oder Herbst fahren.

Überall, wo man sich in Griechenland befindet, wird man freundlich angesprochen. Man kann dabei die schöne und ausdrucksvolle Sprache und durch sie ein liebenswertes und hochbegabtes Volk kennenlernen. Insbesondere der griechische Mann ist wie seine Ahnen ein Mensch der Öffentlichkeit, der den Gedankenaustausch mit anderen Menschen braucht und sucht, der das Gespräch liebt.

Die Griechen sind überaus neugierig, darum wird ihnen ein Gespräch mit einem Menschen, der aus der Fremde kommt, meistens willkommen sein. Sehr oft wird man gefragt: „Wie gefällt Ihnen Griechenland?“ Die erwartete Antwort: „Gut, sehr gut!“ läßt ihre fast immer sehr ernsten, manchmal melancholischen Augen aufleuchten. Sehr stark ist ihre Heimatliebe; sie sind von ganzem Herzen Kinder ihres Landes.

Von den griechischen Frauen weiß ich vor allem, daß sie im allgemeinen sehr schön sind. Ich glaube auch zu wissen, daß es unter ihnen viele gütige gibt. Die Frauen der gehobenen Schichten können überaus elegant sein. Im Volk müssen sie jedoch oft hart arbeiten, vor allen Dingen bei Bauern und Hirten.

An einem neugriechischen Alltag kann man als Fremder interessante Beobachtungen machen: z. B. in einem griechischen „KAPHENION“ trinkt man den Kaffee aus winzigen Täßchen, türkisch zubereitet, also sehr fein gemahlen und mit Satz. Es gibt angeblich über fünfzig verschiedene Arten der Kaffeezubereitung.

Der Besitz von Stühlen genügt, um Kaffeehausbesitzer zu werden, zumindest auf dem Lande. Wo eine Quelle ist, ein Brunnen, ein schattenspendender Baum, da stellt man ein paar Stühle auf, und schon ist das Kaffeehaus gegründet. Tische spielen nur eine Nebenrolle. Meist sind sie sehr klein, aus Blech und ein paar Eisenstäben hergestellt.



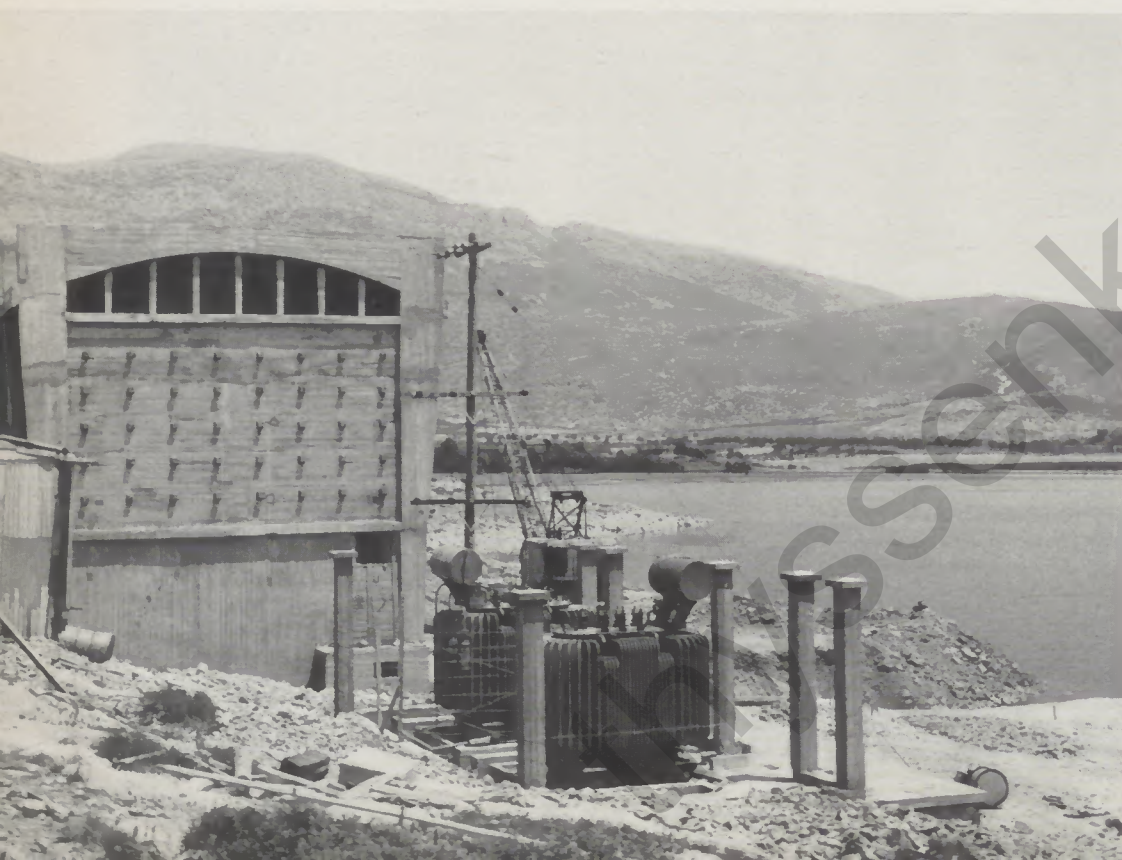
Die Griechen sind übrigens leidenschaftliche „Knabberer“. Mandeln, Kürbiskerne, Pistazien und vieles mehr werden einem überall, auch während der Pause im Kino, angeboten. Oft sieht man Leute, meist jedoch nur ältere, die mit einer Spielkette, „KOMBULOIA“, stundenlang ihre Hände beschäftigen, indem sie die Perlen oder Kugeln über den Faden gleiten lassen.

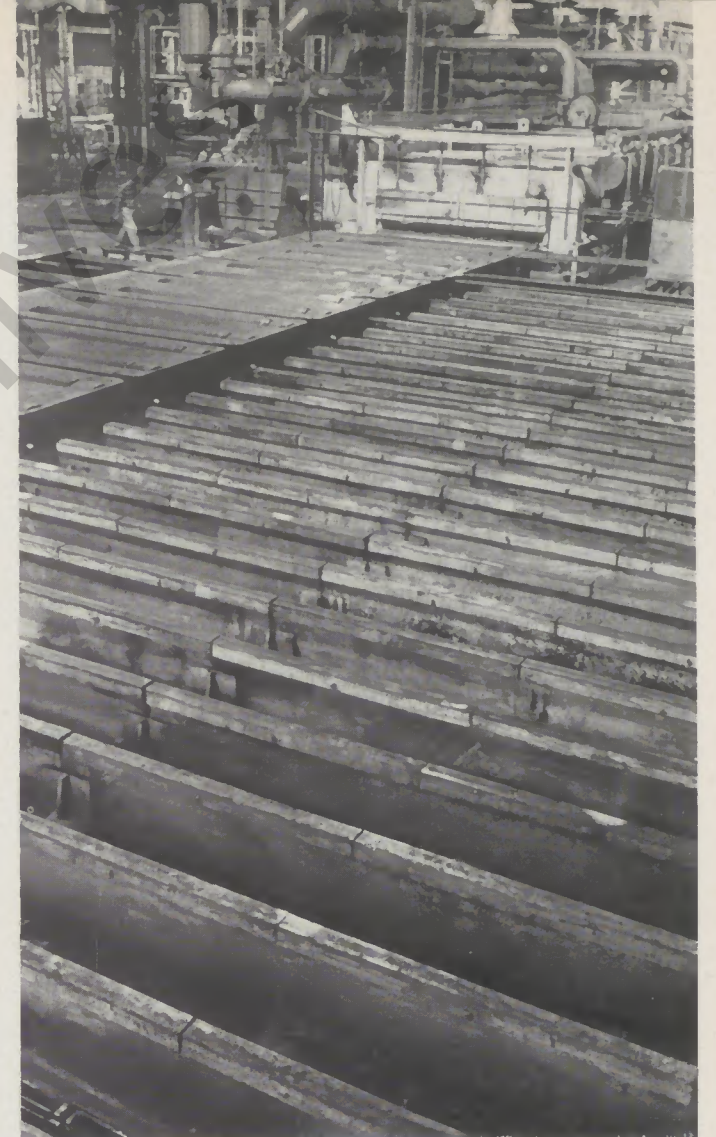
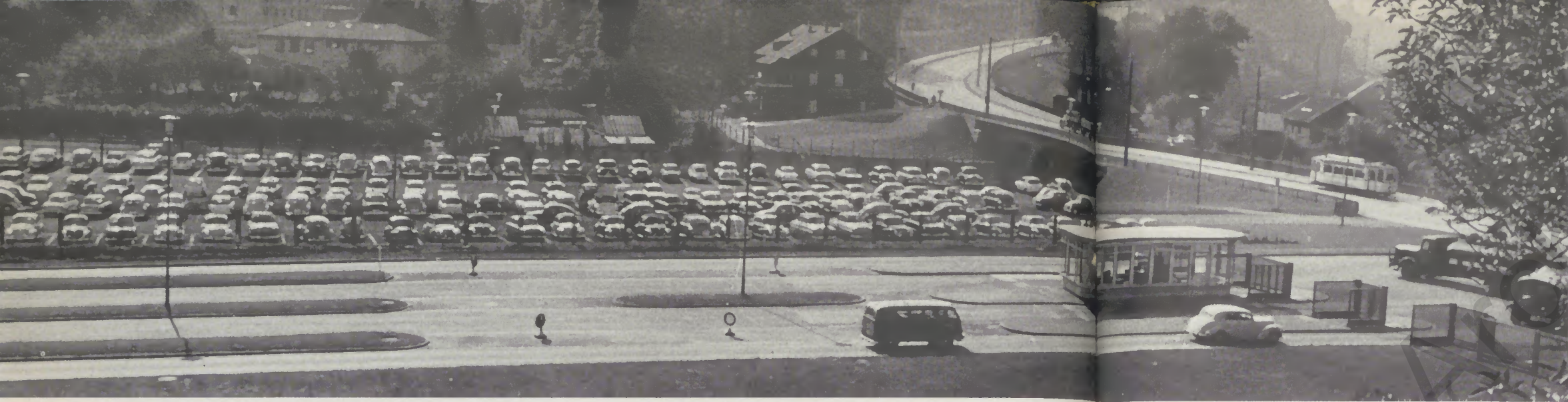
Diese knappen, gewiß unvollständigen Bemerkungen über den Neugriechen können selbstverständlich nicht alles das vermitteln, was man selbst im Lande erlebt hat; sie sollten einen kleinen Einblick in das Leben der Nachfahren der klassischen Hellenen geben – sonst nichts.

H. Ihrig, W.-Annem



Wirtschaftliche Erschließung: Im vergangenen Sommer wurde für die Kopaïs-Organisation von der Abteilung Ruhrpumpen des Annener Gusstahlwerks eine komplette pumpentechnische Einrichtung nach Griechenland geliefert. Unser Bild oben zeigt die drei gewaltigen Pumpen-Aggregate. Das Pumpenhaus, direkt am Yliki-See (Kopaïs-Ebene) gelegen, ist in moderner Zweckarchitektur errichtet worden. Unser Bild links zeigt die Anlage nach der Fertigstellung mit dem Blick auf das Helli-Kongebirge. Wie stählerne Adern ziehen sich die Druckrohrleitungen von der Pumpstation auf die etwa 20 m höher gelegene Kopaïs-Ebene hinauf (Bild rechts oben). Die verhältnismäßig dünn besiedelte Kopaïs-Ebene hat ihren kommunalen Mittelpunkt in der Kreisstadt Levadia. Zu ihrem Amtsbezirk gehört auch die Stadt Aliartos, Sitz der Kopaïs-Organisation. In seltsamem Kontrast stehen auf dem Bild unten rechts ein Esel, das althergebrachte Transportmittel der griechischen Landbevölkerung, und der Schienenstrang, der eine neue Zeit für die Kopaïs-Ebene ankündigenden Eisenbahn





BAUSTELLE HENRICHSHÜTTE

Die Henrichshütte ist ein riesiger Produktionsbetrieb, dessen ausgedehnte Anlagen ständige Reparaturen, Umbauten, Ausbauten und Modernisierungen erforderlich machen. Wer also über das Werksgelände geht, sieht fast überall Baubuden; er muß den mit Baumaterial beladenen Lastwagen auswärtiger Unternehmer ausweichen, er hört das Rattern von Betonmischmaschinen, er sieht Baukräne bei der Arbeit. Die Liste der diesjährigen Bauprojekte war wieder recht ansehnlich. Als besonders interessant fielen unserem Fotografen die im nebenstehenden Bildbericht gezeigten Bauvorhaben dieses Jahres auf.



Am Ende des „Bau-Sommers“: Im Jahr 1958 wurden verschiedene Bauvorhaben abgewickelt, die zu einer weiteren Modernisierung der Hütte beitragen. Einige davon zeigt unser Bildbericht: eine elegante Werksauffahrt mit Torwage sowie großräumige Parkplätze für Werksangehörige (linke Seite oben); eine neue Werks-halle (linke Seite); einen neuen Stoßofen und Kühlbetten im Walzwerk I (oben); eine moderne Zentralwaschkave für das Stahlwerk sowie Räume für die Betriebsbüros (links); ein neues Wasserwerk (links unten); schließlich einen Zaun, der das Werksgelände gegen die Brucherstraße abgrenzt



Blutspendeaktion 1958

Wenn Krankenwagen mit Schwerverletzten oder Schwerkranken zu Unfallstationen oder Krankenhäusern rasen, beginnt für die Ärzte der Kampf um Leben und Tod! Jeder von uns kann einmal — sei es durch Unfall im Erwerbsleben, im Straßenverkehr oder durch eine schwere Krankheit — in diese verzweifelte Lage kommen. Und gerade in solchen oftmals aussichtslos erscheinenden Situationen ist die Blutübertragung eines der letzten Mittel, das Leben zu erhalten. Blutspender sind also Lebensretter!

Im menschlichen Körper kreisen etwa fünf Liter Blut. Diese Blutmenge, durch schwere Verletzungen oder Erkrankungen erheblich vermindert, muß schleunigst wiederaufgefüllt werden. Dies gilt ganz besonders bei Unfällen, Geburten, Operationen, aber auch bei inneren Blutungen sowie Verbrennungen, Vergiftungen und bei bestimmten Blut-erkrankungen. Manche langdauernden Operationen sind heute oft erst nach mehrfachen Bluttransfusionen möglich. Leider stehen in den meisten Fällen — besonders bei Nacht und bei Katastrophen in Bergwerken und Industriebetrieben oder Verkehrsunfällen — keine Spender mit der richtigen Blutbeschaffenheit zur Verfügung.

In der ganzen Welt ist der Blutspendedienst vorbildlich organisiert. Das Deutsche Rote Kreuz ist in den letzten Jahren dazu übergegangen, das gespendete Blut nach sorgfältiger Überprüfung zu konservieren und den Krankenhäusern bei Bedarf zur Verfügung zu stellen. Seit 1952 wird der Blutspendedienst in der Bundesrepublik durch die Landesverbände des Deutschen Roten Kreuzes durchgeführt. Voraussetzung für den reibungslosen Ablauf dieser organisatorischen Arbeit ist aber die Mithilfe der Bevölkerung durch ihre Spendefreudigkeit!

Jeder gesunde Mensch vom 18. bis 60. Lebensjahr kann ohne Beeinträchtigung seiner Gesundheit Blut spenden. Die gespendete Blutmenge (bis zu 450 ccm) wird vom Körper in kurzer Zeit ersetzt. Außerdem wird jeder freiwillige Blutspender nur höchstens einmal in einem halben Jahr zur Blutspende herangezogen. Dabei wird er vor Abgabe seines Blutes auf seinen Gesundheitszustand und seine Spendefähigkeit ärztlich überprüft. Die Blutentnahme dauert nur wenige Minuten, und der Nadeleinstich in die Vene ist kaum spürbar. Der Spender erhält während einer viertelstündigen Ruhepause Erfrischungen und ist danach in der Lage, ohne Verminderung seiner Leistungsfähigkeit sein Tagewerk wiederaufzunehmen.

Leider muß gesagt werden, daß in den Jahren 1955/57 die prozentuale Teilnahme der Belegschaft an der Blutspendeaktion sehr gering war. Trotz aller Aufklärungsmaßnahmen über die dringende Notwendigkeit dieser Aktion haben sich 1955 nur 167, 1956 453 und 1957 263 Blutspender zur Verfügung gestellt. In anderen Werken ist die Teilnahme der Belegschaft z. T. wesentlich höher gewesen. Einzelne kleinere Werke in der Umgegend wiesen Blutspendenziffern von 80–90 % auf.

Jedes Belegschaftsmitglied unseres Werkes sollte daran denken, daß auch sein Leben eines Tages von einer Blutübertragung und damit von der uneigennützigsten Hilfe eines anderen abhängen kann. Die Blutspendeaktion auf unserem Werk findet in diesem Jahr an folgenden Tagen in den oberen Räumen der Unfallstation Werk Henrichshütte statt:

Dienstag, den 18. 11. 1958
Donnerstag, den 20. 11. 1958
Montag, den 24. 11. 1958

Uhrzeit und nähere Einzelheiten werden noch bekanntgegeben.

Dr. med. B. Gräß, Henrichshütte

Stromtodgefahr!

Am Montag, dem 11. 8. 1958, verunglückte unser Betriebselektriker Horst Walter Simon tödlich, als er mit der Inbetriebnahme eines Schweißumformers beschäftigt war. Simon hatte bereits am Samstag den Umformer angeschlossen und dabei wahrscheinlich alle notwendigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Nach seiner Arbeitsaufnahme am Montag schaltete er zunächst die Sicherungen am Verteiler ein und führte im Beisein eines anderen Elektrikers einen Probelauf durch; er schaltete wieder ab. Wenig später ging Simon wieder zum Umformer, der im Freien stand und starkem Gewitterregen in der Nacht ausgesetzt war. Sein Arbeitskamerad, der in einem nahegelegenen Raum mit Installationsarbeiten beschäftigt war, hörte plötzlich einen Schrei und fand Simon neben dem Umformer bewußlos am Boden liegen. Alle Versuche der Wiederbelebung durch Feuerwehrmänner und durch den Werkarzt waren leider ergebnislos.

Obwohl die eigentliche Ursache dieses Unfalls noch nicht eindeutig festgestellt werden konnte, wird doch an Hand der bisherigen Untersuchungsergebnisse angenommen, daß Simon unter Einwirkung des elektrischen Stromes geriet, denn an dem Anschlußkabel vom Umformer zum Zwischenstecker wurde ein kleiner Schnitt in der Isolation festgestellt, und es ist möglich, daß eine Phasenisolierung zerstört war und Simon irgendwie an dieser Stelle mit dem Gerät in Berührung und dadurch unter Einwirkung des elektrischen Stromes (220 Volt gegen Erde) kam, was bei seinem geringen Übergangswiderstand zur Erde (Standort auf gutleitendem, feuchtem Boden und evtl. bei feuchten Händen) tödlich wirkte.

Erst die Untersuchung des Kabels, das noch durch die Staatsanwaltschaft beschlagnahmt ist, wird zeigen, ob diese Vermutung der Unfallursache zutrifft.

Dieser äußerst bedauerliche Unfall zeigt wieder einmal in aller Deutlichkeit, daß der elektrische Strom bei unseren betriebsüblichen Spannungen und Stromstärken für den Menschen immer gefährlich ist und deshalb äußerste Vorsicht und alle notwendigen Schutzmaßnahmen von uns verlangt. (Zu beachten sind die Unfallverhütungsvorschriften der Berufsgenossenschaft und der hierher gehörenden Vorschriften des Verbandes Deutscher Elektrotechniker [VDE].)

Die Unfallstatistik der Berufsgenossenschaft zeigt immer wieder, daß die Gefahren des elektrischen Stromes unterschätzt werden. In erster Linie sind Fachleute betroffen, die an elektrischen Anlagen arbeiten und naturgemäß diesen Gefahren am meisten ausgesetzt sind. Weit über die Hälfte aller Unfälle treten bei Arbeiten unter Spannung durch Vernachlässigung der dafür nach VDE 0105 § 6 vorgesehenen Vorsichtsmaßnahmen ein. Vom Rest entfallen wieder 40 % auf Fehler der elektrischen Anlagen, die zum erheblichen Teil durch Beachtung der Schutzmaßnahmen nach VDE 0140 vermeidbar wären. Die wichtigsten Grundregeln für das Arbeiten an elektrischen Anlagen sind deshalb:

- Allpolig abschalten!
- Gegen Wiedereinschaltung sichern!
- Auf Spannungsfreiheit prüfen!
- Erden und kurzschließen!
- Gefahrenbereich abschränken!

Aus der Statistik wird immer wieder ersichtlich, daß jeder 4. Unfall bei Arbeiten über 1000 Volt und jeder 12. Unfall bei Arbeiten unter 1000 Volt tödlich ist.

Nicht nur die Netzspannung von 110 oder 220 Volt unserer Licht- und Kraftnetze, an denen bekanntlich die meisten Arbeiten ausgeführt werden, führen zu tödlichen Unfällen. Auch den vielfach für ungefährlich gehaltenen Schweißspannungen sind schon

Menschen zum Opfer gefallen. Es kommt ja bei einem elektrischen Unfall bekanntlich nicht so sehr auf die Höhe der Spannung — also die Voltzahl — an, sondern auf die Stärke des elektrischen Stromes in Milliampere (mA), der den Menschen durchfließt. Bereits eine Stromstärke unter 100 mA kann bei Wechselstrom tödlich wirken, wenn das Herz in der Strombahn liegt. Diese Stromstärke wird erfahrungsgemäß auch schon bei kleineren Spannungen erreicht, wenn der Übergangswiderstand des Menschen zur Erde gering ist.

Deshalb sei hier auf die Gefahren des elektrischen Stromes beim Schweißen hingewiesen. Jedem Elektro-Schweißer wird dringend empfohlen, seinen Sicherheitslehrbrief gründlich zu studieren und sich dementsprechend zu verhalten.

Als Beispiele aus diesem Sicherheitslehrbrief seien drei Unfälle aus anderen Werken genannt:

- Bei Ausführung von Elektroschweißarbeiten in einem Kessel mittels Transformators (zu diesem Unfall ist ferner zu bemerken, daß in engen Räumen nur mit Gleichstrom geschweißt werden darf) verunglückte ein Schweißer tödlich. Bei der Unfalluntersuchung wurde die Leerlaufspannung durch Messen zu 65 Volt festgestellt. Ein Fehler am Transformator ergab sich nicht. Der Unfall konnte daher nur durch die Leerlaufspannung verursacht worden sein. An der linken Halsseite des Schweißers wurde eine Veränderung der Haut festgestellt, die vom Durchgang des elektrischen Stromes herrührte. Auf Grund dieser Ermittlungen hat der Unfall sich wahrscheinlich wie folgt zugetragen: Der Schweißer kam während einer Schweißpause mit dem Schweißdrahthalter, an dem

Sicher arbeiten: Vorschriftsmäßige Befestigung einer Erdpeitsche vor Reparaturarbeiten



eine Spannung von 65 Volt lag, an seinen Hals. Seine Kleidung war durch das Arbeiten im Kessel verschwitzt, so daß der Isolationswert der Kleidung herabgesetzt war. Außerdem war eine großflächige Berührung mit dem Kessel vorhanden, so daß der auftretende Strom den Tod des Elektro-Schweißers herbeiführen konnte.

Aus dem Unfall sind folgende Lehren zu ziehen:

In engen Räumen mit elektrisch gut leitenden Bauteilen (Behältern, Kesseln u. dgl.) ist beim Schweißen eine isolierende Unterlage zu benutzen (Holzunterlage, Gummi- oder trockene Kokosmatte). Es ist darauf zu achten, daß der Schweißdrahthalter oder der Schweißdraht nicht mit ungeschützten Körperteilen in Berührung gebracht wird.

- Ein Elektro-Schweißer führte in einem Kessel Schweißarbeiten aus. Nach fast beendeter Arbeit wurde er tot im Kessel aufgefunden. Der benutzte Schweißtransformator hatte eine Leerlaufspannung zwischen 70–80 Volt. Vorgenommene Isolationsmessungen ergaben keinen Fehler. Bei der Untersuchung des Getöteten stellte sich heraus, daß sich zwischen dem rechten Arm und der rechten Brustseite und auf dem Rücken Strommarken befanden. Nach Lage der Strommarken hat der Unfall sich in dem Augenblick ereignet, als der Elektro-Schweißer den spannungsführenden Schweißdrahthalter zwischen dem rechten Arm und der rechten Brustseite einklemmte. Er berührte dabei gleichzeitig mit dem Rücken großflächig die Kesselwand. Der Anzug des Getöteten war stark durchgeschwitzt, so daß beim Berühren der Kesselwand mit dem Rücken der Strom über den Körper fließen konnte und dadurch den Tod des Elektro-Schweißers verursachte.

In diesem Fall hätte die isolierende Unterlage den Schweißer vor der Einwirkung des elektrischen Stroms allein nicht schützen können, da der Stromeintritt zwischen rechtem Arm und rechter Brustseite und der Stromaustritt durch den Rücken an der Kesselwand erfolgte. Es mußte daher noch ein zusätzlicher „Berührungsschutz“ für den Rücken benutzt werden. Eine Decke, oberhalb des Schweißers im Kessel befestigt, hätte genügt.

Merke daher folgendes:

Der Schweißdrahthalter darf während der Schweißpause nicht unter den Arm geklemmt werden, sondern ist auf eine isolierende Unterlage zu legen.

Beim Schweißen in engen Behältern muß neben der isolierenden Unterlage noch ein Schutz gegen Berührung der Metallteile durch den menschlichen Körper verwendet werden.

- In einem Kesselhaus wurden mittels eines Transformators Schweißungen durchgeführt. Der Elektro-Schweißer wurde in der Nachtschicht tot auf den Flammrohren des Kessels aufgefunden.

Die Sektion der Leiche ergab Tod durch elektrischen Strom. Auf dem Rücken befand sich auf dem rechten Schulterblatt eine etwa 4 cm lange Strommarke; Hemd und Kesselanzug des Verunglückten zeigten dagegen keine Brandmerkmale. Die benutzten Schweißhandschuhe waren aus Leder und in einwandfreiem Zustand. Der Transformator war in Ordnung.

Die Untersuchung des Unfalls ergab folgendes:

Der Verunglückte lag mit den Knien auf dem einen und mit der Brust auf dem anderen Flammrohr. Das Schweißkabel hatte er zwischen den Beinen hindurch über den Rücken gezogen, wo es auf der rechten Schulter lag. Das Kabel wies an der Stelle, an der es auf dem Schulterblatt lag, eine Beschädigung auf, die gut mit Isolierband ausgebessert war. Da aber der Schweißer in dem Kessel stark schwitzte, wurden die Kleidung und das Isolierband vom Schweiß durchnäßt. Dadurch konnte der Strom vom Kabel in den Körper übertreten. Die beim Unfall auftretende Leerlaufspannung betrug 67 Volt.

Aus dem Unfall soll man folgendes lernen:

Zur Ausführung von elektrischen Schweißarbeiten in engen Räumen und Behältern dürfen nur vollkommen einwandfreie Schweißkabel verwendet werden. Die Gummiumhüllung darf an keiner Stelle verletzt sein. Eine einfache Ausbesserung schadhafter Stellen durch Isolierband reicht nicht aus. In engen Räumen mit gut leitenden Metallteilen ist eine isolierende Unterlage zu benutzen.

Ritter, Unfallschutz, Henrichshütte

JUBILÄEN

40 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE



Gustav Haarmann
Schlosser
Instands.-Werkstatt II
am 22. August 1958



Aloys Heedt
Elektriker
Elektrowerkstatt
am 7. September 1958



Heinrich Hartmann
Schweißer
Masch.-Betrieb
am 17. September 1958

40 Jahre im Dienst

ANNENÉR GUSSSTAHLWERK



Richard Schulte
Heizer
Inst.- und Rep.-Betrieb
am 16. September 1958

25 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE

Eugen Keuth, Polierer, Mech. Werkstatt III,
am 2. September 1958

Otto Kranz, Kontrolleur, Eisengießerei,
am 8. September 1958

Peter Hoven, Bote, Schriftgutstelle,
am 21. September 1958

Erich Bittner, Vorkalkulator, Arb.-Vorber.
App.- und Kumpelbau,
am 23. September 1958

Siegfried Metz, Kranführer, Stahlwerk,
am 28. September 1958

Mach' es selbst

Frau van Kempfen — Hattingen — empfiehlt:

Max G. Lange: **Marxismus — Leninismus — Stalinismus**

Mehr denn je ist es notwendig, daß wir, die wir im freien Westen leben, uns mit jener Ideologie beschäftigen, die ein ganzes Herrschaftssystem jenseits der Elbe aufzurichten imstande war. Wir meinen den Kommunismus, der, vereinfacht gesagt, ein ideologisches Gedankengebäude aus den Lehren von Marx, Lenin und Stalin darstellt. Mit Erschütterung muß man immer wieder feststellen, daß der Westdeutsche ebenso wie der Bürger anderer westeuropäischer Staaten in den meisten Fällen nicht in der Lage ist, den Argumenten eines geschulten Funktionärs marxistisch-leninistischer Schule Kontra zu geben. Um so begrüßenswerter ist deshalb dieses kleine Buch, das in klarer, knapper Form die Lehren Marx', Engels', Lenins und Stalins nicht nur erläutert, sondern darüber hinaus kritisch unter die Lupe nimmt.

Wir empfehlen die Lektüre dieses Buches ganz besonders, obwohl vom Leser verlangt wird, daß er sich sehr konzentriert. Wer durchgehalten und mitgedacht hat, dürfte allerdings in der Lage sein, sich in mancherlei Hinsicht zu erklären, worauf die uns unheimliche Macht des Kommunismus sowjetischer Prägung beruht.

Le Bon: **Psychologie der Massen**

Wir empfehlen ein weiteres kleines Buch, das 1895 in der ersten Auflage erschienen, in den vergangenen rund 60 Jahren einen Siegeszug ohnegleichen auf den Büchermärkten der Welt durchlaufen hat. Der Autor, der französische Gelehrte Gustave Le Bon, gilt als einer der Väter der modernen Massenpsychologie. Seit diesem ersten Buch über das Verhalten der Masse sind zahllose weitere Bücher zum gleichen Thema erschienen, doch das Werk Le Bons gilt noch immer als Standardwerk, das man zu Rate zieht, wo immer man sich mit Massenpsychologie beschäftigt, d. h. die seelischen Hintergründe und Gesetzmäßigkeiten des oft

unverständlichen Verhaltens des Menschen innerhalb einer „Masse“ zu erkennen versucht. Es ist wohl einem jeden klar geworden, daß wir heute in einem „Massenzeitalter“ leben: Ob in der Fabrik, in einer Partei oder Interessenorganisation — ja selbst im Fußballstadion, überall haben wir es mit Massen zu tun. Der eine oder andere sollte einmal zu diesem Büchlein greifen, obwohl es nicht ganz leicht zu lesen ist.

Grock: **Nit möglich**

In anekdotischer Erzählweise und in einer buntfarbigen Bilderfolge erzählt uns Grock von seiner Kindheit, von seinem Werdegang und seiner Laufbahn als Clown. Seine vielen großen Reisen haben ihn mit Persönlichkeiten von Rang und Namen zusammengeführt und von all diesen Begegnungen weiß er humorvoll zu berichten. Ein ungewöhnlich reizvolles Buch, das auch für unsere Jugendlichen geeignet ist.

Schwester Marga — Brackwede — empfiehlt:

Jochen Klepper:

Der Kahn der fröhlichen Leute

Das Buch ist in doppelter Hinsicht wertvoll: einmal wegen der prächtigen Erzählkunst, die aller Schwere enthoben ist, zum anderen wegen des Zaubers der schlesischen Atmosphäre, die dem ganzen Werk Leben einhaucht. Eine Geschichte, die nicht der herkömmlichen Schablone des heiteren Romans gleicht. Wir möchten keinerlei Angaben über die eigentliche, packende Fabel machen, sondern dem Leser die ganze Entdeckerfreude lassen, die dieses Büchlein verdient.

Betty Mac Donald: **„Das Ei und Ich“**

Das Buch ist der Bericht vom Leben einer jungen Dame, die jeden dollarspendenden Einfall ihres unternehmungslustigen Gatten grundsätzlich gutheißt. Die Schriftstellerin hat schon nach wenigen Seiten des Lesers Herz erobert. Wer liebt nicht Tiere, Eier, ein nahrhaftes Leben und an einem fröhlichen Buch ein fröhliches Ende.



großen handwerklichen Aufwand vom Hausherrn verrichtet werden könnte? Sicherlich werden solche Hausfrauenbitten nicht immer auf taube Ohren treffen, aber oftmals ist die eigene Bequemlichkeit größer als ein nützlicher Tatendrang am Feierabend oder Wochenende.

Kürzlich kam uns eine Zeitschrift in die Hände („Selbst ist der Mann“, Verlag Brink & Herting G.m.b.H., Hamburg-Großflottbek, monatlich DM 1,50), die genau das ist, was mancher als Anregung zur erholenden und auch nützlichen Feierabendbeschäftigung gesucht haben möchte. Dieses monatlich erscheinende Heft gibt allen jenen praktischen Ratschläge, die sich nicht auf Handwerker oder Gärtner verlassen, sondern lieber mit eigener Phantasie und Initiative kleinere Reparaturen im Haus erledigen wollen oder gar etwas zur Verschönerung von Wohnung und Garten zu tun beabsichtigen.

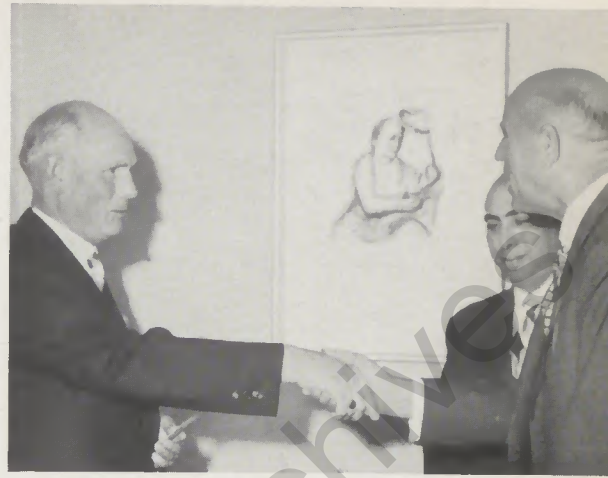
Wir empfehlen diese wirklich nützliche Zeitschrift, weil wir glauben, daß der eine oder andere, der noch ein wenig unschlüssig über eine geeignete Feierabendbeschäftigung nachgedacht hat, in dieser Zeitschrift solche praktischen Tips erhalten wird, die ihm vielleicht bislang noch fehlten. Darum sei das Motto für die kommenden Winterabende: Mach es selbst! Das erspart Geld und bringt mehr Freude!

UNSERE TOTEN

HENRICHSHOTTE

Martin Kopp	Hilfsarbeiter	3. September 1958
Anton Sikora	Pensionär	4. September 1958
Paul Corall	Pensionär	13. September 1958
Roman Buchholz	1. Ofenmann	14. September 1958
Rudolf Kirschbaum	Pensionär	23. September 1958
Johannes Minkler	Pensionär	24. September 1958
Karl Ulrich	Pensionär	24. September 1958
Richard Rausch	Pensionär	28. September 1958
Edmund Domogalla	Schlosser	29. September 1958

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN



Bundesverdienstkreuz verliehen: Am 8. September überreichte der 2. Bürgermeister von Welper, Rutenberg (Henrichshütte), dem Goldjubilär Gustav Nierhauve, Krankenbesucher der Henrichshütte, das ihm zum 1. Mai 1958 von Bundespräsident Prof. Heuss für fünfzigjährige Werkstreue verliehene Bundesverdienstkreuz am Bande. In einer kleinen Feierstunde im Gemeindehaus Welper beglückwünschte auch Dir. Graf, Henrichshütte, den Jubilar zur verdienten Auszeichnung.



Silberjubilare in Annen: Am 15. September wurden in Anwesenheit von Werksleitung und Betriebsrat zwei langjährige Mitarbeiter des Annener Gusstahlwerks im Sitzungssaal der Verwaltung in einer Feierstunde geehrt. Der Dreher und jetzige Arbeitsverteiler in der ZA, Karl Oppenhäuser, und der Schlosser im Waggonbau, Herbert Mönkemeyer, die am 14. bzw. 15. September ihr 25jähriges Arbeitsjubiläum feierten, werden diesen Ehrentag sicher gern in Erinnerung behalten.



Absatzflaute in der Stahlindustrie: Ebenso wie bereits seit Monaten vor den Zechen des Ruhrgebiets Kohlen- und Kokshalden wachsen, beginnen sich auch auf verschiedenen Hüttenwerken „Halden“ zu bilden, die jedoch aus Stahl und Eisen bestehen. Auf der Henrichshütte stapeln sich beispielsweise bereits etliche tausend Tonnen Roheisenmassen, die wegen der gedrosselten Stahlproduktion auf Lager genommen werden mußten. Wir alle hoffen, daß der Tag nicht allzu fern sei, an dem diese „Eisenberge“ wieder abgetragen werden können.



Lang, lang ist's her: Die Belegschaft der Mittelblech-Triostraße im Jahre 1899. Fast alle der abgebildeten Walzwerker leben nicht mehr. Wir verdanken dieses Bild, das heute bereits für uns historischen Wert besitzt, dem ehemaligen Schrauber Aloys Schafhausen, Hattingen, der ebenso wie der jetzige Inhaber der Konstruktionswerkstatt Heinrich Hettchen aus Hattingen auf diesem Foto zu erkennen ist. Aloys Schafhausen feiert in diesem Monat seinen 80. Geburtstag. Dieses Foto sei ihm Gruß und Erinnerung zugleich.

PERSONALIEN

Pensionierungen

Henrichshütte (zum 31. August 1958)

Hugo Drepper, Elektriker, Elektrowerkstatt, Invalide

Johann Wirtz, Kernmacher, Eisengießerei, Invalide

Wilhelm Burtseid, Kernmacher, Eisengießerei, Invalide

Karl Woitowitz, Pförtner, Werkschutz, Invalide

Hermann Hammacher, Zeichner, Walzwerk II, Invalide

Robert Matthe, Vorarbeiter, Stahlgießerei, Erreichung der Altersgrenze

Gustav Teichert, Schlosser, Gaskraftwerk, Erreichung der Altersgrenze

Wir wünschen unseren Pensionären auch für die Zukunft alles Gute

Emil Busch, Vorarbeiter, Stahlgießerei, Erreichung der Altersgrenze

Annen (zum 30. September 1958)

Maria Schriegel, Stenotypistin, Neubauabteilung, Erreichung der Altersgrenze

Brackwede (zum 31. August 1958)

Hermann Grafahrend, Meister, Elektrowerkstatt, Erreichung der Altersgrenze

Verwaltung Witten

(zum 1. Juli bzw. 1. September 1958)

Emil Baucks, Sachbearbeiter, Z.-Einkauf, Erreichung der Altersgrenze

Ernst Jugel, Handl.-Bev., Z.-Einkauf, Erreichung der Altersgrenze

Urlaubsreportagen, von unseren Mitarbeitern selbst geschrieben:

Die Werkzeitschrift beabsichtigt, im kommenden Frühjahr eine Sonderbeilage herauszubringen, die sich mit dem Thema „Urlaub in Ruhrstahl-Erholungsheimen“ befassen soll. Aus Mitarbeiterkreisen erhielten wir die Anregung — die wir hiermit gern auf-

greifen wollen — diese Sondernummer von unseren Mitarbeitern selbst gestalten zu lassen. Wir bitten deshalb alle Mitarbeiter, die schon einmal in Geitau, Dalwigkthal oder in unseren Heimen im Westerwald waren, besondere Erlebnisse aufzuschreiben und ebenso wie interessante Ferienfotos an die Redaktion der Werkzeitschrift, Presseabteilung, Witten-Annen, Stockumer Straße 10, einzusenden. Vorläufiger Redaktions-schluß: 31. Dezember 1958. Unser nebenstehendes Foto, eingesandt von Karl Neumann (Presswerke Brackwede), soll als Anregung dienen. Wir möchten aber an Hand dieses Beispiels gleich darauf hinweisen, daß die eingereichten Fotos aus drucktechnischen Gründen nach Möglichkeit gut belichtet und scharf sein müssen. Angaben zu den Fotos bitten wir jeweils auf der Rückseite zu vermerken.





foto des monats